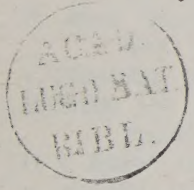
Georg Heinrich von Berenhorst,

der Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst“.

Inaugural-Dissertation, eingereicht bei der hohen philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg zur — Erlangung der Doktorwürde. —

Vorgelegt von **Rudolf Bahn,**
: Gymnasial-Oberlehrer in Bernburg :



Halle a. S.

Druck der Hofbuchdruckerei der Bernburgischen Zeitung in Bernburg (Anhalt).

Referent: Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Lindner.**

Uebersicht der eingesehenen Literatur und anderer benutzter Hilfsmittel:

A. Koser: Friedrich der Große. 1893—1900.

Carlyle: History of Frederick II. of Prussia, called Frederick the Great. 1858—65.

Varnhagen von Ense: Leopold von Anhalt-Dessau. 1825.

H. v. Bülow: Prinz Heinrich von Preußen. Kritische Geschichte seiner Feldzüge. 1805.

Schmitt: Prinz Heinrich von Preußen als Feldherr im Siebenjährigen Kriege. 1885—97.

M. Lehmann: Scharnhorst, Band I. 1886.

C. W. v. Dohme: Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte des letzten Viertels des 18. und des Anfangs des 19. Jahrhunderts. 1814—19.

Ludwig Victor Grafen Henkell v. Donnersmarck: Erinnerungen aus meinem Leben. 1846.

Vertraute Briefe über Preußen und über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Anonym. 1807.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Anonym. 1843.

F. W. v. Gaudy: Tagebuch vom Siebenjährigen Kriege. Bearbeitet von Jany. 1901.

M. Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland. Historische Kommission: 1891.

v. Clausewitz: Nachgelassene Schriften vom Kriege.

Delbrück: Die Strategie des Perikles, erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. 1890.

H. v. Bülow: Geist des neueren Kriegssystems. 1808.

v. Valentini: Geschichte des Krieges 1809.

Derselbe: Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen.

G. H. v. Berenhorst in der Militärliteratur v. Roloff. (Handschriftlich eingesehen.)

Aus dem literarischen Nachlasse von Joh. Ludwig Moste, Großherzogl. Oldenburg. Generalmajor; G. H. v. Berenhorst. Vortrag gehalten am 31. März 1861.

Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse 1805/06 von Oberst v. Massenbach. 1808.

v. Prosky: Geschichte des Dessauer Hoftheaters. 1884.

Wäschke: Geschichte der Stadt Dessau. 1901.

v. d. Goltz: Roßbach und Jena. Studien über die Zustände in der preußischen Armee während der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert. 1. 1883, 2. 1903.

Ferner sind von den Geschichten des Siebenjährigen Krieges eingesehen: die von Archenholz, Schäfer, Retzow, des Großen Generalstabes, Tempelhoff.

B. Dazu die Werke v. Berenhorsts:

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. 1797—98.

Dasselbe Werk in 3. Auflage mit den Aphorismen und Entgegnungen. 1827.

Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen usw. Anonym. (Massenbach der Verfasser.)

Aus dem Nachlasse von G. H. v. Berenhorst von E. v. Bülow. 2 Abteilungen. 1845—47.

Dazu reichhaltiges handschriftliches Material aus dem Berenhorstschen Familienarchive. (Vergl. Näheres unter D.)

C. Es sind nur solche Werke in dieser Uebersicht angeführt worden, die für die Arbeit tiefer benutzt sind. Nur ganz vorübergehend gebrauchte Werke werden nur an den einschlägigen Stellen angeführt.

Ebenso gebe ich keine Uebersicht über das reichhaltig herangezogene Zeitschriftenmaterial. Es würde zu weit führen, wollte ich all' die Rezensionsartikel über Berenhorsts Schriften in den damaligen militärischen Journalen sowie in den Götting. Gelehrten - Anzeig. anführen. Soweit diese in der Arbeit verwertet wurden, sind sie an Ort und Stelle zitiert. Auch die verschiedenen Arbeiten aus den Mitteilungen des Anhalt. Geschichtsvereins, die unser Thema berühren, nenne ich später.

Nur auf einen tiefer benutzten Zeitschriftenaufsatz sei bereits hier hingewiesen:

v. Meerheimb: Berenhorst und Bülow. Historische Zeitschrift von Sybel. VI. 1861.

D. Unterstützt hat mich bei dieser Arbeit vor allem der Urenkel des von mir behandelten Mannes: Der in Dessau lebende Hauptmann a. D. Karl von Berenhorst, der mir ein so reichhaltiges handschriftliches Material (bestehend in Korrespondenzen, literarischen Notizen, Kalen-

dern Berenhorsts) zur Verfügung stellte, daß der Rahmen dieser Arbeit zur völligen Verarbeitung viel zu enge ist. Auch verdanke ich die Einsichtnahme einiger der früher angeführten Bücher diesem Herrn, welcher selbst mit regem Eifer das mir zur Verfügung gestellte Material sammelte. Auf diese Weise kamen mit geringer Mühe z. B. Abschriften von Briefen Berenhorsts aus dem Archiv des Kriegsministeriums, die K. v. Berenhorst an Ort und Stelle kopierte, in meine Hände.

Ferner haben mir Rat erteilt:

das Geheime Staatsarchiv in Berlin,
das Herzogliche Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst.

Von einzeln Personen haben mir bezüglich Literatur erbetene Aufklärung gegeben:

Geheimrat Prof. Dr. Koser-Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. M. Lehmann-Göttingen,
Geheimrat Prof. Dr. Delbrück-Berlin.

An Bibliotheken habe ich benutzt:

die Herzogliche Hofbibliothek zu Dessau, der ich auch das handschriftliche Reisejournal Berenhorsts verdanke,
die Herzogliche Behördenbibliothek zu Dessau,
die Königliche Universitätsbibliothek zu Halle,
die Königliche Bibliothek zu Berlin.

Außerdem hat mir das Kommando des III. Bat. Inf.-Reg. Nr. 72 zu Bernburg die Einsichtnahme militärischer Journale, vor allem der alten Jahrgänge des Militärwochenblatts gestattet.

Für alle diese gewährte Unterstützung sagt der Verfasser hier seinen Dank.

Eine eigentliche Biographie G. H. v. Berenhorsts gibt es noch nicht. Ganz knappe Lebensabrisse finden sich in der Einleitung des von E. v. Bülow herausgegebenen Nachlasses, in dem Vortrage Mostes, in der A. D. B. (Artikel: Behrenhorst) und Ersch und Grubers Encyklopädie.

Inhaltsangabe:

Cap. I. Berenhorsts Jugend- und Militärzeit. S. 1—18.
Einleitung: S. 1—3.
Knabenzeit: S. 3—4.
Berenhorst als Offizier und seine Teilnahme am 7jährigen Kriege: S. 4—12.
Mitteilungen aus seiner Feldzugskorrespondenz: S. 12—18.

Cap. II. Berenhorsts Tätigkeit am Dessauer Hofe. S. 18—45.
Reise als Begleiter des Fürsten nach Italien, Frankreich, England: S. 18—22.

Berenhorst als Hofbeamter: S. 18—26.
Seine geistigen Interessen (Religion, Philosophie, Literatur, Geschichte, Theater) und sein Briefwechsel: S. 26—40.
Das Hofleben in Dessau zur Zeit Berenhorsts: S. 40—43.
Seine Heirat und der Rücktritt von seinen Aemtern: S. 43—45.

Cap. III. Berenhorst, der Militärschriftsteller. S. 45—77.
Veranlassung und Charakterisierung des Inhalts der „Betrachtungen über die Kriegskunst." S. 45—50.
Die Beurteilung dieses Werkes in der Literatur: v. d. Goltz, M. Jähns, M. Lehmann. S. 50—52.
Inhaltsangabe der „Betrachtungen über die Kriegskunst": S. 52—61.
Die damalige Aufnahme des Buches, die Gegenschriften sowie Berenhorsts Antworten auf diese. S. 61—67.
Die sonstigen militärischen Werke von Berenhorst. S. 67—77.

Cap. IV. Berenhorsts Alter und Tod. S. 77—85.
Berenhorsts Lebensweise und Beschäftigung im Alter. S. 77—79.
Sein Interesse an den damaligen Weltbegebenheiten und der Tod seiner Tochter. S. 79—80.
Berenhorsts Anteilnahme an dem Schicksale seines Sohnes, des Freiheitskämpfers. S. 80—83.
Tod und Begräbnis, dargestellt nach den Briefen des Sohnes. S. 83—84.
Schlußwort. S. 85.

Nachtrag: Berenhorsts Erwähnung in damaligen Biographieen und militärischen Werken sowie seine Beziehungen zu v. Clausewitz. S. 85—89.

Cap. I.

Wenn man sich mit der Zeit Friedrichs des Großen beschäftigt und etwa die Biographie des Alten Dessauers von Varnhagen v. Ense oder Kosers prächtiges Werk über Friedrich d. Großen*) zur Hand nimmt, oder, wenn man sich über diese Zeit nach dem Engländer Carlyle unterrichtet, so stößt der aufmerksame Leser öfters auf einen Gewährsmann über friderizianische Armeeverhältnisse: Georg Heinrich v. Berenhorst. Geht man alsdann den Spuren dieses Mannes weiter nach und liest über ihn in einer Enzyklopädie, so wird man finden, daß der Genannte das bedeutendste Werk über den Krieg vor Clausewitz geschrieben und eine vernichtende „Kantsche Kritik" des damaligen Heereswesens gegeben hat, daß ihn jedoch der Ruhm des genialen Philosophen des Krieges Clausewitz vollkommen in Vergessenheit gebracht hat. Auch dadurch interessiert Berenhorst, daß er sich der hohen Meinung von der Feldherrnkunst und sonstigen Ruhmestaten Friedrichs kühn entgegenstemmte und des großen Preußenkönigs Ueberlegenheit in arge Zweifel setzte.

In welch' durchdringender Weise Berenhorst mit seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst" — so lautet der Titel seines Hauptwerkes — die damalige Schriftstellerwelt beeinflußte, bezeugt uns ein Brief von Archenholz, des bekannten Verfassers der populären Geschichte des Siebenjähr. Krieges. Berenhorst schreibt nämlich in einem Briefe an Prof. Hugo, den bekannten Rechtshistoriker und Vorläufer Savignys, vom 1. u. 2. Febr. 1803: Archenholz habe ihm geschrieben: „Kein Buch hat mich persönlich mehr affektiert als die furchtbaren

*) Koser: Friedr. d. Gr. Band II. 506 ff.

Betrachtungen, die mich mit Reue erfüllen mußten, die Geschichte des Siebenjähr. Krieges, so wie sie ist, geschrieben zu haben".

Eine eingehendere Betrachtung des Lebens Berenhorsts ist nicht uninteressant; denn zunächst ist es anziehend zu vernehmen, wie dieser allgemein bekannte und geschätzte große Militärschriftsteller seiner Zeit die vielen Kriege der Jahre 1756 — 1814 betrachtete, zumal er einen Teil des Siebenjähr. als persönlicher Adjutant Friedr. d. Gr. mitmachte. Doch Berenhorst war nicht allein Militär, sondern er brachte auch den philosophischen und literarischen Fragen seiner Zeit, vor allem einem Kant, Rousseau, Goethe, Schiller, die er als Zeitgenosse beurteilte, ein reges Verständnis entgegen. Zudem wirkte Berenhorst später als hoher Hofbeamter an dem mit dem damaligen Weimarer eng befreundeten Dessauer Hofe, dessen Oberhaupt Herzog Franz, der bekannte Schöpfer des Wörlitzer Gartens, war. Nicht uninteressant ist es deshalb, die Parforcejagden, die Anfänge einer Hofbühne, die nach Weimarer Muster eingerichteten Dilettantenvorstellungen, die Besuche Karl Augusts und Goethes in Dessau, den Druck der Franzosenjahre an der Hand einer Biographie Berenhorsts kennen zu lernen und dazu eines Mannes, der alles mit offenen Augen und klarem Verstande sah und doch so ganz ein Kind dieser sentimentalen, schwärmerischen und kriegerischen Zeit war, — und der, was für seinen Biographen von so großem Werte ist, nicht nur über die militärischen, philosophischen, literarischen Fragen seiner Zeit nachsann, sondern der seine wichtigeren Gedanken niederschrieb.

Georg Heinrich v. Berenhorst wurde am 26. Oktober 1733 wahrscheinlich in dem damals zu Anhalt-Dessau gehörigen Städtchen Sandersleben geboren, das jetzt im Kreise Bernburg liegt. Ein urkundlicher Beweis läßt sich aus den Sanderslebener Kirchenbüchern nicht erbringen, jedoch hat sich dieser Geburtsort in der Berenhorstschen Familientradition erhalten, weshalb in ihn kaum ein Zweifel zu setzen

ist. Der Vater war der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer". Seine Mutter war die, wie uns von Zeitgenossen bezeugt wird, auffallend schöne Tochter des Schultheißen Söldener aus dem Dorfe Ellrich. Ueber die Familie seiner Mutter war Berenhorst später selbst nicht recht im klaren; denn er schrieb am 9. Juli 1802 an seinen Freund Hugo in Göttingen: „Von dem Syndikus Söldener sagen Sie mir doch, was er für ein Mann ist, damit ich Interesse an ihm gewinne; suchen Sie doch auf alle mögliche Weise Nachrichten von der Familie meiner Mutter durch ihn zu erlangen; ich weiß weiter nichts denn als daß ihr Vater Stadtschulz oder Stadtschreiber zu Ellrich in der Grafschaft Hartenstein, und Ihre Mutter, Namens Dannius, die Tochter eines Predigers war." Der Fürst erkannte diesen Sohn, ebenso wie den im Jahre 1735 geborenen und aus derselben Verbindung stammenden*) als seine Kinder an und gab ihnen im Anklang an die anhaltischen Wappentiere den Namen: von Berenhorst, wozu auch später der Kaiser seine Genehmigung erteilte, wenn auch das betreffende Diplom in den Wiener Archiven nicht mehr auffindbar ist. Der Fürst hat die Mutter dieser seiner beiden Söhne zeitlebens sehr hoch geschätzt, was ja auch die Erhebung dieser Kinder in den Adelsstand besagt.

Ueber die erste Zeit der Jugend G. H. v. Berenhorsts sind wir im großen und ganzen nur wenig unterrichtet. Da der Alte Dessauer kein allzu großer Freund von wissenschaftlicher Bildung war — man denke nur an seine ewigen Streitereien mit den Professoren der Universität Halle — so wird er seinem Sohne, für den er wie ein echter Vater sorgte, auch keine allzu gediegene wissenschaftliche Bildung haben zu teil werden lassen. In seinen später geschriebenen

---

*) Carl v. Berenhorst trat 1751 in das Regiment Anh.-Dessau in Halle. Im 7jähr. Kriege mehrmals verwundet und gefangen, nimmt er 1780 seinen Abschied und wird Postmeister in Dessau. † 1805. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste Carl in demselben Gefechte wie Theodor Körner als Lützower Jäger fiel. Er war ein intimer Freund Körners.

„Selbstbekenntnissen“, die er nach der Manier des von ihm hoch geschätzten Rousseau schrieb, sagt Berenhorst hierüber: „In meiner frühesten Jugend, bei einer trübseligen Erziehung hatte ich viel zu viel von der Bibel gehört und gelesen, nämlich sie ganz vom ersten Buch Mose bis zu den letzten Zeilen der Apokalypse“. Wenn der junge Berenhorst allerdings keinen guten Unterricht genossen hat, so wohnte ihm doch ein starker Drang nach Bildung inne, denn er schreibt in seinen „Selbstbekenntnissen“: „Ich las viel, ohne jedoch jemand zu haben, der mir auch nur den mindesten Rat gegeben hätte: Romane, worunter wahrhaft unflätige Reisebeschreibungen, die Insel Felsenburg, Tausend und eine Nacht. Die guten Bücher, welche mir zugleich in die Hände kamen, waren die Belustigungen des Verstandes und Witzes, Gellerts Fabeln und Neukirchs Telemach in Versen.“ — Jedenfalls war die Bildung Berenhorsts keine große, als er im Alter von 15 Jahren, 1748 als Junker in das in Halle garnisonierende Musketierregiment Nr. 3, dessen Chef sein Vater († 1747) gewesen war, eintrat. Daß ihn in Halle die Universität geistig angeregt habe, behauptet der Oldenburg. Generalmajor Moste in seinem am 31. März 1861 gehaltenen Vortrage, der auf Grund einiger inzwischen verloren gegangener Quellen ausgearbeitet ist, doch bleibt er uns den Beweis schuldig, in welcher Weise dies geschehen sei.

Im Jahre 1756 beim Ausbruch des Siebenjähr. Krieges war Berenhorst Leutnant und zog aus seiner Garnisonsstadt Halle, wo er nach seinen „Selbstbekenntnissen“ ein ausschweifendes Leben führte, ins Feld *) Wenn auch Berenhorst angibt, er habe dort viel Venus und Bacchus geopfert, was er übrigens auch in seinen späteren Briefen sagt, so

*) Von seinem Leben aus der Hallenser Zeit kann ich nur auf Grund des Aktenmaterials berichten, daß er 1755 als Werbeoffizier nach Speyer geschickt wurde; denn er sendet seinem Kameraden v. Viettinghoff am 15. Sept. 1755 von dort einen Brief in Versen, die, obwohl sie nicht besonders gut sind, immerhin als das erste Zeichen für literarische Neigungen gelten können. (un ediert.)

braucht man dies nicht allzu sehr einzuwerten; denn alle damaligen nach Rousseaus Muster verfaßten „Selbstbekenntnisse“ übertrieben gerade in diesen Punkten sehr.*) Es war geradezu Mode geworden, sich schlechter zu machen, als man war. Berenhorst wird kein Spielverderber gewesen sein, aber ein Wüstling war dieser gediegene Charakter nie und nimmer. Als Offizier nahm er mit seinem Regiment an den Schlachten von Lobesitz, Prag, Kolin teil. Aus der Prager Schlacht ist uns eine Episode aus dem Leben Berenhorsts bekannt, die er in späteren Jahren im Kreise seiner Familie oft erzählte. Sein Oberst v. Mannstein sagte seinem Offizierkorps einige Tage vor der Schlacht: „Die Herren Offiziere sind so dumm wie die Ochsen!“ Da ruft Berenhorst seinen Kameraden zu: „Wollen wir denn das dulden?“ Da jedoch kein Hauptmann etwas dagegen einwendet, so müssen es die Leutnants stillschweigend ertragen.**) Zornentbrannt ruft Berenhorst, nachdem der Oberst weg war, aus: „Nun gut, in der nächsten Bataille, ich weiß es, wird der Kerl erschossen!“ In der einige Tage darauf stattfindenden Schlacht zeigte sich der so grobe Oberst als ein äußerst mutiger Offizier. Immer aufs neue sammelte er sein Regiment und führte es gegen die feuerspeiende österreichische feste Stellung vor, bis ihn eine Kanonenkugel tödlich verwundet vom Pferde riß. Das Regiment ging über den Körper seines Obersten hinweg zum Angriff vor. „Da liegt er, Berenhorst!“ rief dem jungen Offizier ein Fähnrich zu. Doch Berenhorst hatte seine Rachegedanken längst aufgegeben. Die todesmutige Tapferkeit hatte ihn voll mit dem heftigen Charakter dieses Mannes ausgesöhnt.

---

*) Wie Rousseau, so spricht auch Berenhorst viel von seinen „fleischlichen Anwandlungen“, die er auch, als er von seiner späteren Ehe spricht, stets erwähnt als ein Umstand, der ihn zum Heiraten veranlaßt habe.

**) Vergl. über den rauhen Ton der Vorgesetzten im Heere Friedrichs. Koser. Friedr. d. Gr. I. 534.

In betreff Berenhorsts Avancements zum Premierleutnant wandte ich mich an das Geheime Staatsarchiv nach Berlin und erhielt die Nachricht, daß er durch Kabinettsordre vom 4. Januar 1759 zum Premierleutnant im Regiment Kahlden befördert wurde. (Das Regiment führte bis 1758 den Namen: Anhalt-Dessau, dann kurze Zeit den Namen Kahlden — Generalmajor v. Kahlden † 22. Oktober 1758 — und seit 1759 den Namen: Anhalt-Bernburg.) Daß Berenhorst in demselben Jahre bereits Hauptmann wurde, war nach damaligen Verhältnissen, wie man mir aus Berlin mitteilte — man denke an die Offiziersverluste in den Schlachten! — nicht ganz ungewöhnlich.

Nachdem Berenhorst noch die Schlacht von Roßbach bei seinem Regiment, allerdings in der Reserve mitgemacht hatte,*) wurde er als Adjutant in den Stab des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedr. d. Gr., versetzt; dies geschah Ende des Jahres 1757. Wir wissen nicht, weshalb Berenhorst versetzt wurde. Möglich, daß Prinz Heinrich den jungen Berenhorst kennen und schätzen gelernt, möglich auch, daß ihn irgend ein anhaltischer Prinz, deren ja mehrere als hohe Offiziere bei der Armee standen, empfohlen hat. Diese Versetzung sollte für Berenhorst äußerst segensreich werden; denn in der Umgebung dieses humanen, liebenswürdigen und gebildeten Fürsten und Feldherrn begann sich Berenhorst für geistige Dinge zu interessieren. So leitete ihn der Prinz zur Erlernung der französischen Sprache an, indem er, echt bezeichnend für die damalige Zeit, sagte, „daß man doch kein deutsches Beest sein möge.“ Berenhorst, dem „das heillose und rohe“ Soldatenleben so verhaßt gewesen war, daß er sich garnicht recht wohl gefühlt hatte, fing nun noch inmitten des Kriegslärms sich mit Literatur, Philosophie,

*) In dem Briefe an den Erbprinzen von Dessau schrieb er unterm 6. Nov. 1757: Ich stritt mosaisch, denn mein Gebet stieg von den Türmen bei Merseburg, welches unser Bataillon besetzt hatte, gen Himmel. Bülow, Nachlaß. II. S. 145.

Kunst und französischer Sprache zu beschäftigen an.*) — Wenn man in seinen späteren Schriften seine Belesenheit und sein richtiges, wissenschaftliches Urteil bewundert, so muß man bedenken, daß er in dieser Umgebung den Grund dazu gelegt hat. Bald konnte er sich an der an der Mittagstafel des Prinzen herrschenden französischen Konversation gut beteiligen. Diese beiden Jahre in der Umgebung des Prinzen Heinrich waren, wie er in seiner späteren Korrespondenz ausführt, die angenehmsten seiner sonst trüben Militärzeit. Vernehmen wir sein Urteil über den Prinzen aus einem Briefe an den Erbprinzen von Dessau vom 8. Mai 1758; hier sagt er:

„Der Prinz ist der gnädigste Herr von der Welt. Er ist derjenige, der er scheint. Großmütig, leutselig, gelehrt und — warum soll ich dies alte Wort nicht gebrauchen? — ehrlich ist sein Charakter. . . . . Meine Kameraden sind lauter Leute nach der großen Welt, voller Einsichten und Witz, von dem jeden ich lernen kann."

Aus diesem angenehmen Kreise wurde Berenhorst 1759 plötzlich herausgerissen; denn Friedrich nahm den damals 27 Jahre alten, soeben zum Hauptmann ernannten Berenhorst in seine Adjutantur — wir würden sagen Generalstab — auf.**) Ueber die Gründe schweigt unsere erste biographische Quelle Bülow (Vorreden zum Nachlasse) völlig, die andere, Moste, meint, er sei auf Empfehlung des Prinzen Heinrich zu Friedrich versetzt worden. Jeder, der jedoch die Beziehungen der beiden Brüder nur einigermaßen kennt, weiß, daß die beiden Generalstäbe Friedrichs und Heinrichs direkt zwei feindliche Lager bildeten, daß Friedrich stets den Generalstab seines Bruders als den Sitz der Intriguen

*) Genau wie also Friedrich selbst, der sich nach „Zeller, Friedr. d. Gr. als Philosoph" in dem schlachtenreichsten Jahre 1757 am meisten mit Literatur und Philosophie beschäftigte.

**) Berenhorst vergleicht später die Adjutantur Friedrichs mit dem von Scharnhorst eingerichteten Generalstabe und nennt jene eine Vorläuferin dieses. Bülow. II. 350.

und der Opposition gegen ihn bezeichnete.*) Wer dies kennt, wird die Ursache in anderen Dingen suchen. Vielleicht wollte Friedrich den Sitz des Widerstandes gegen ihn zerstreuen, zumal damals mehrere solcher Versetzungen vorkamen. Berenhorst wurde nun hier Brigade-Major, d. h. eine Art königlicher Flügeladjutant, der dem Könige die Verlustlisten, Lagerpläne, Berichte über die Truppenverpflegung einzureichen hatte. Sein Rang war der eines Hauptmannes. Er selbst erwähnt übrigens in seinem gesamten hinterlassenen schriftlichen Material, das ich genau darauf hin prüfte, hierüber nichts. Jetzt befand sich also nun Berenhorst in dem Mittelpunkte, wo die Leitung des Siebenjährigen Krieges preußischerseits zusammenlief. In dieser Stellung nahm er an den Schlachten von Kunersdorf, Liegnitz und Torgau teil. Wenn er also später eine Kritik des damaligen Kriegswesens gab, so müssen wir sagen, er war dazu kompetent; denn er hatte durch seine Stellungen wie kaum ein anderer Schilderer des Siebenjähr. Krieges diesen kennen gelernt.

Es war jedoch nicht gerade die glänzendste Zeit jenes großen Krieges und der König war deshalb recht launenhaft und infolge der häufigen Unglücksfälle barsch gegen seine Umgebung, wie uns ja dieser Zug im Wesen des großen Königs auch für andere Abschnitte seines Lebens von einer Reihe von Gewährsmännern geschildert wird.

Dies mußte nun der im empfindsamen 18. Jahrhundert besonders empfindsam veranlagte, von der vornehmen Behandlung Heinrichs kommende Berenhorst besonders erfahren. Obwohl dieser seinen Dienst mit großem Pflichteifer, wiewohl ohne tiefere Anteilnahme, wie wir aus der später mitgeteilten Korrespondenz ersehen werden, tat, so hatte Friedrich an dem jungen Offizier stets zu tadeln. Den von mir angeführten Bülow und Moste ist dies unerklärlich. Geht man jedoch von dem von mir vorgetragenen Stand-

*) Vergl. Schmitt. Prinz Heinrich v. Preußen als Feldherr im 7 jähr. Kriege.

punkte aus, der König habe ihn absichtlich deshalb zu sich genommen, weil er ihn für einen Anhänger seines Bruders hielt, so nimmt es uns nicht wunder, wenn er Berenhorst mit argwöhnischen Augen betrachtete und an ihn herumnörgelte.

In der Schlacht bei Torgau hatte Berenhorst ein Erlebnis, das ihm den Militärdienst nunmehr für immer verleiden sollte: (Geschildert auf Grund des Berichtes in Berenhorsts Reisebeschreibungen. Bülow II. S. 66).*)

Friedrich hatte, unterstützt von seinen beiden gerade anwesenden Adjutanten Graf v. Anhalt und v. Berenhorst — die anderen waren teils verwundet, teils verschickt —, einige Bataillone gegen Abend persönlich ins Feuer geführt. Plötzlich sahen die beiden Offiziere, wie der König die Zügel fahren ließ und zurücksank. „Berenhorst!“ rief Graf v. Anhalt. Berenhorst war sofort mit einem Pagen an des Königs Seite, doch wurde dieser Knabe sogleich durch eine Kugel getötet, auch des Königs und Berenhorsts Pferd wurden verwundet. Berenhorst fing also den König mit seinen Armen auf und legte ihn an einer Waldecke zur Erde, um ihm die Kleider zu öffnen; denn offenbar war Friedrich von einer Kugel getroffen. Graf von Anhalt, der infolge einer Verwundung nicht zufassen konnte, da er den Arm in der Binde trug, sprengte davon, einen Arzt zu holen Berenhorst konnte jedoch keine Wunde finden, obwohl er mit großer Hast die Pelzjacke, die Friedrich ja an diesem Tage trug, den Waffenrock, die Weste und das Unterzeug des Königs aufriß. Eine matte Kugel, die man erst am andern Morgen im Unterzeuge fand, hatte Friedrich getroffen, eine starke Quetschung herbeigeführt und somit eine Ohnmacht bewirkt. „Ohne diese Bollwerke (der Kleidung) hätte sie ihn ohne Zweifel getötet, da sie aus so großer Nähe abgeschossen war,“ sagt Berenhorst und erzählt den Vorgang also weiter: „Nach fünf bis sechs Minuten kam der König wieder zu sich. „Voyez, s'il y a du sang,“ sagte er zu mir. Ich fand nichts. „Ma vie

*) Doch auf Grund des Urtextes aus der Herzogl. Hofbibliothek Dessau stellenweis berichtigt.

est ce qui m'importe aujourd'hui le moins," fuhr er fort, „allons faire notre devoir, malheur à ceux, qui ne le font pas!"

Eilig wurde nun Friedrich auf ein Pferd gehoben; denn feindliche Reiter schwärmten bereits bis an die Waldecke, welche die weichende preußische Infanterie verfolgte. Im Dorfe Elsnig brachte man den sehr erschöpften König zur Ruhe. Seine beiden Adjutanten entließ er mit dem barschen Befehle, sie sollten „die fuyards" sammeln und nachts zu Pferde bleiben. Der Graf von Anhalt, durch Friedrichs Wesen verletzt, legte sich mit den Worten: „Der fuyard soll verdammt sein, den ich sammle," schlafen. Berenhorst jedoch blieb zu Pferde und sammelte, soviel er konnte, Flüchtlinge. Vergl. darüber seine Erzählung: Bülow. II. S. 65, wo er sagt: „Ich machte mehrere vergebliche Versuche mich mit den Anderen (zersprengten Truppen) zu vereinigen, wußte aber zuletzt nicht im Geringsten mehr, wo ich war. Darüber vernahm ich mit einem Male das Feuer des Angriffs des Generals Ziethen und erfuhr durch meine Plänkler, daß die ganze Ebene nach unserer Seite zu, sich mit Ihren zurückkehrenden Bataillonen anfüllte."

Berenhorst war über den Ton aufs äußerste empört und da ihn der König fortan besonders schlecht behandelte, so meint Berenhorst, Friedrich sei es peinlich gewesen, daß ihn einer seiner Untergebenen in solcher Schwäche gesehen habe und ferner wäre der König gewiß davon höchst unangenehm berührt gewesen, daß jemand seine an diesem Tage besonders schmutzige Wäsche gesehen habe.*)

Auch die Ermahnung Friedrichs, nun noch ihre Schuldigkeit zu tun, findet Berenhorst für Leute, die ihm soeben persönlich zur Hand gegangen waren, unangebracht. Jedoch man muß sich hier auch in die Stimmung Friedrichs versetzen, der das Schlachtfeld, wie wir gesehen haben, in einem für die Preußen höchst kritischen Momente verließ; denn der berühmte Angriff Ziethens auf die Süptitzer Höhen,

*) Carlyle schildert diesen Vorgang nicht völlig richtig.

der die Entscheidung brachte, geschah, was wir auch aus Berenhorsts Berichten wissen, zu viel späterer Stunde.*)

Berenhorst war nunmehr in völlige Ungnade gefallen, dies zeigten schon die Vorkommnisse am Morgen nach der Schlacht. Berenhorst erwartete den König mit sechs Dragonern, die erbeutete österreichische Fahnen trugen, in der Frühe des kalten und dunklen Novembertages an der Tür der Kirche von Elsnig, an deren Altarstufen Friedrich neue Befehle geschrieben hatte. Friedrich trat aus der Kirche und bestieg ohne Gruß, indem er gleichgiltig Berenhorst und die Trophäen anblickte, sein Pferd. — Als Brigade-Major gehörte es zu den Obliegenheiten Berenhorsts, die Verlustlisten einzureichen. Der König drängte hierzu Berenhorst, und als dieser nach einigen Tagen die Endziffern dieser blutigen Schlacht überbrachte, fuhr er ihn an: „Es kostet ihm seinen Kopf, wenn je die Zahl ruchbar wird.“ Und tatsächlich sind die Angaben über die Verluste von Torgau noch heutigen Tags schwankend.

Infolge einer solchen Behandlung beschloß Berenhorst seinen Abschied zu nehmen. Behagt hatte ihm das Soldatenleben so recht nie, denn sein Sinn stand nach einem Leben voll Ruhe und literarischer Beschäftigung, die er inmitten des Waffenlärms trieb, was ich noch zeigen werde. Dazu kam, daß er an einem Augenübel litt, was man damals ‚les mouches‘ nannte, und von dem Berenhorst zeitlebens fürchtete, es könne zum schwarzen Star ausarten. Dieses, sowie der Umstand, daß es ihn antrieb, in den Dienst seines Heimatlandes Anhalt-Dessau zurückzukehren, um dort an der Seite des von ihm so sehr geliebten Fürsten zu leben, machte ihm den „leidigen Soldatenstand“ noch unerträglicher. Kurzum, Berenhorst reichte nunmehr seinen Abschied ein, den er allerdings, wie ich noch später zeige, erst

*) Zufällig fand ich neulich bei der Lektüre von „Vivat Fridericus!“ von Bleibtreu (Band: von Zorndorf bis Torgau), daß Berenhorst von diesem bekannten Schlachtenschilderer S. 283 als Adjutant Friedrichs bei der Beschreibung der Torgauer Schlacht erwähnt wird.

nach recht vielen Schwierigkeiten 1761 erhielt. Man konnte es ja Friedrich nicht verdenken, daß er diesen Offizier nur ungern entließ. Wissen wir doch, daß es Friedrich gerade in diesen Jahren des Siebenjähr. Krieges allenthalben an Offizieren fehlte und er deshalb schon die Zöglinge der Kadettenhäuser im Alter von vierzehn Jahren in die Armee einstellte.

Am Ende der militärischen Laufbahn Berenhorsts will ich einige von seinen noch nicht publizierten Feldzugsbriefen mitteilen, die sämtlich an den damals achtzehnjährigen Fürsten von Anhalt-Dessau Franz, den intimen Jugendfreund Berenhorsts, gerichtet sind und von denen ich ein ganzes Paket in dem mir zur Verfügung gestellten Material fand. Ein Brief vom Torgauer Schlachtfeld, der die oben von mir gebrachte Ansicht, Behrenhorst habe sich inmitten des Krieges mit Wissenschaft beschäftigt, bestätigt, lautet:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr.

bey Torgau, d. 31. gbr. 1759.

Es ist mir gewißlich eine Marter so nahe bey Ihnen zu seyn, ohne Ihnen sehen zu Können, und vielleicht zu einer Zeit, da Sie meines Trostes von nöthen haben. Der Innhalt der Berénice des Racine hat mich fasten nur wenig gerührt, allein seit einer gewißen époque meines Lebens bin ich von dieser Seite viel empfindlicher geworden, und ich beklage Ihnen, und ich beklage mich. Wie sonderbar ist es doch? Haben Sie die letzte Cannonade gehört? Drey mahl schon seit den wir hier stehen, habe ich gelegenheit gehabt mein Systéme von der Unsterblichkeit der Seele zu probiren; dennoch werde ich von itzo noch nicht tod geschoßen. Der Zug von Zärtlichkeit welchen ich ehmals verborgen in mir spürte, hat sich zwar ziemlich weit entwickelt, allein ein ander Trieb in mir, die Liebe und Ehrfurcht vor Ihnen, hat noch zuviel Substantz,

um daß ich nicht hoffen sollte, noch nicht so bald von Ihnen getrennt zu werden.

Daher bin
Ew. Hochfürstl. Durchl.

Unterthänigster Knecht
v. Berenhorst.

Dieser Brief gilt als ein Typus für eine ganze Reihe anderer, in denen Berenhorst mit dem Fürsten über allerlei „Probleme“ der französischen Literatur plaudert, ohne den Krieg allzu sehr zu erwähnen. Dafür, daß Berenhorst schon sehr frühe — bereits 1757 — des Militärdienstes überdrüssig war und sich nach Dessau sehnte, mag folgender Brief als Beweis dienen:

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden von dem was sich nach der Schlacht zugetragen, bereits unterrichtet seyn; ich will also zu meinem Schreiben welches ich die Gnade gehabt an Höchstdieselben unter dem 6ten dieses zu erlaßen, nur noch hinzufügen; daß nunmehro 64 Stück Geschütz, 11 Standarten, 5 Fahnen, drey paar Paucken und an die 5000 Gefangenen in unsern Händen sind. Die Nahmentliche Liste derer Gefangenen Französischen Offiziers Komt an bey, ich werde auch noch suchen die von Kayserlichen, und Krayß Truppen zu verschaffen.

Das erste Bataillon von unserm Regiment steht in Merseburg; man saget es sollten zwey Regimenter aus uns gemacht werden. Ich werde mich nicht sehr grämen, wenn mir bey dieser Veränderung etwas Tort geschehen sollte, ich hätte alsdann einen scheinbaren Vorwand, meinen Kopf, der noch lange kein Trumpf ist, aus der Quadrille des Königs von Preußen, der Kayserin, des Königs von Frankreich, und der Beherrscherin aller Reußen zu ziehen. Wir spielen in der That ein rechtes Solo! Allein wir müssen uns durch unsere Klugheit noch diesen Winter Friede schaffen, sonsten möchten wir künftiges Jahr siegend erliegen. Pyrrhus war in unsern Umständen, als

er ausrief: noch einen Sieg über die Römer, und dann bin ich verlohren! ..... Wenn es doch wahr wäre, was man äußert, daß wir nehmlich den Winter über in Merseburg bleiben sollen. Ich werde alsdann öfter so glücklich seyn Deßau zu sehen, welches mir jetzt durch Ew. Durchl. Gnade der angenehmste Orth der Wellt ist.

Merseburg, d. 14. Nov.
1757. "

In einem andern Briefe vom 28. Okt. 1758 schreibt er aus Görlitz, nachdem er über den Krieg allerlei Interessantes mitgeteilt hat: „Meine Demission hoffe ich ohne viel Umstände zu erhalten; denn ich glaube soviel bey dem Printzen verdient zu haben, daß er sein Ansehn, mir hierinnen zu willfahren, anwenden wird; zum wenigsten ist es alles, was ich von demselben verlange und ich opfere alle anscheinende Hoffnungen einer fortune, dem Vergnügen bey Ihnen zu seyn, und der Liebe zur Freiheit gern auf." — Also auch hier die Sehnsucht: Hinweg aus dem Kriegs- und Soldatenleben!

Noch drastischer zeigt seine große Sehnsucht nach einem friedlichen Leben der Ausruf aus einem Briefe vom 13. Februar 1759:

„Mein Fürst! O Vaterland. O Deßau! Heilige Freundschaft und du o Ruhe! Warum muß ich dich missen? Ihr meine Seligkeiten! Eine Thräne die ich dir weyhe gräbt sich in mein Hertz!"

Als ein Beweis der engen Freundschaft mit dem Fürsten — und zugleich der Schwärmerei des gefühlsseligen 18. Jahrhunderts mag der folgende Brief gelten:

„Wie glücklich bin ich nicht! Der allvortrefflichste, der liebenswürdigste Printz ist mir gewogen, und ich höre dieses aus seinem Munde. Ja durchlauchtigster Fürst, wenn Sie nicht zu hoch über mich erhaben wären, so würden Sie der Freund seyn, den ich mit den zärtlichsten Empfindungen eines Liebhabers liebte. Sie können über

dieses mein Geständniß nicht ungenädig werden, Sie haben mir einmahl befohlen die Sprache des Hertzens zu reden, und hier finden Sie dieselbe wahrhaftig. Ich weiß ich falle bey Ihnen nicht in den Verdacht eines Schmeichlers. Nein, ich bin davon überzeugt. Warum kann ich denn nicht vor Ihnen sterben? Warum kann ich mein Leben nicht vor Ihnen wagen? O mein Fürst, wie verehre | ich muß es mir nochmahls unterstehen | wie unbeschreiblich liebe ich Sie.

Vielleicht werden Ew. Hochfürstl. Durchl. auch etwas von den gegenwärtigen Umständen wißen wollen. Wir stehen im Lager bey Wansleben und erfreuen uns der Friedfertigkeit unserer Gegner, derer Frantzosen. Man kann kein freundschaftlicherer Feind als diese seyn; mit ihrer großen Anzahl beunruhigen sie nicht einmahl unsere Legion. Bald werde ich unsere 90 Husaren, diese unartigen Leute, welche Ihnen täglich alles gebrannte Hertzeleid zufügen, anfangen deßwegen zu haßen. . . . . .

Im Lager bey Wansleben
d. 9. Februar 1757. "

In einem andern Briefe vom Jahre 1759 schreibt Berenhorst:

„Mein verehrtester Prinz, Sie mögen auf der Jagd, in dem Garten des Vogelheerdes, in der Gesellschaft des Racine oder der Kleinen Grünen (?) oder wo Sie mir wollen seyn; so ist doch mein Geist beständig um Ihnen, er ist bey Ihnen in den schattigten alléen, er ist es, der über das Grab hinaus nicht aufhören wird Ihnen zu lieben."

Es wird mir schwer, unter der Menge der mir vorliegenden Korrespondenz für den Rahmen dieser Arbeit einiges Charakteristische herauszuwählen. So schildert er natürlich allerlei Episoden und seine Lebensumstände während des Siebenjähr. Krieges. So schreibt er 1760 aus Meißen:

„Dans cette cité y, la patrie de la parcellaine, dont j'habite une maison de la partie haute, placé justement au

bord du précipice; je vois de la table d'où j'écris le plus superbe tableau du monde l'elbe avec les roches les riynes fertiles et les villages, qui bordent ses rives. C'est quoique je feuilliete les livres et que je tache en m'éclairant l'esprit amélioner le coeur, pour comme dit Horace me rendre estimable méme pour faire honneurs à vos bienfaits."

Sehr schwer hielt sodann die Dienstenlassung Berenhorsts. Ich habe hierüber etwa ein Dutzend Schreiben im Material vorgefunden. Berenhorst mußte sich erst von der Adjutantur in sein Regiment zurückversetzen lassen, und obwohl sich der damalige Regimentskommandeur Franz Adolf von Anh.-Bernburg (Vergl. Wäschke: Die Askanier in Anhalt, 433) sehr für ihn verwandte, so wollte der König nicht recht glauben, daß Berenhorst seiner Augenkrankheit wegen dienstuntauglich sei. Erst Atteste berühmter Leipziger und Hallenser Medizinprofessoren brachten Berenhorst die so ersehnte Entlassung. Ein Brief aus dieser Korrespondenz, die Entlassung betreffend, sei hier publiziert: (Brief des Regimentskommandeurs.)

„Wohlg Gebohrener
Sehrverehrtester Herr Hauptmann!

Auß meinem letzteren Schreiben, welches Ewr. Wohlgeb. richtig werden erhalten haben, werden dieselben ersehen haben, daß ich abermahlen wegen ihrer Dimißion an den König habe schreyben wollen, welches denn auch geschehen und überschicke ich hierbei die hocheyliche Antwort, wovon der Hauptmann von Klüxes das Original geleßen. Auß demselben werden Ewr. Wohlgeb. ersehen, daß es kein Mensch glauben will, daß ihr Gesicht so schlecht ist, ich kann dahero dießerhalb nicht mehr schreyben, indem ich nicht gern reprochen habe; und stehet Ewr. Wohlgeb. dahero kein anderer Weg offen, als daß sie sich zu dem Regiment verfügen, und ihre Dienste verrichten, so gut Sie können; vielleicht ist der König alsdann Augenzeuge von ihrem schlechten Gesichte, sie

können die Attesta über ihre gebrauchte Kuren und operationes alsdann mitbringen. Machen sie sich selbsten und mir keinen Verdruß nicht mehr und schreyben mir bald wieder. Der Capitain von Brettin wird gegen den 6ten February von Halle über Magdeburg nach Berlin zu dem Regiment gehen, vielleicht können Sie alsdann mitkommen. Uebrigens werde ich jeder Zeit verbleiben Ew. Wohlgeb. dienstwilliger:

F. A. F. z. Anhalt.
(Franz Adolf,
Fürst zu Anhalt)

Neiße, d. 19ten
January 1762.

copia.

Durchlauchtiger Fürst
Freundlich lieber Vetter! Ich gebe Ewr Liebden auf dero Schreyben vom 10.ten dießes den Staabs-Capitain von Berenh. dero unterhabenden Regiments betrefend, hierdurch in Antwort, daß ich Mühe habe zu glauben, wie gedachter Capitain, als ein noch gantz junger Mann, so schlecht an seynem Gesichte seyn sollte als es vorgegeben werden wollen, und daß allso Ew. Liebden darunter nicht so gantz leichtgläubig seyn und dergleichen vor Wahrheit annehmen müßen, was vielleicht in Absicht auf anderer mehrerer commodite vorgegeben wird.

Ich bin Ew. Liebden
freundwilliger Vetter
Friedrich.

Breslau, den 12. January
1762. "

Ich muß hier mit der Mitteilung aus der Feldzugskorrespondenz Berenhorsts abbrechen, so sehr die Fülle des Materials auch zur weiteren Veröffentlichung anreizt. Daß Berenhorst für den Siebenjährigen Krieg ein wertvoller Berichterstatter ist, brauche ich, wenn man bedenkt, wie genau er den Krieg vom Generalquartier aus kennen lernte, kaum hervorzuheben. Ein erstklassiger

Gewährsmann ist er über das immer noch nicht recht klare Verhältnis des Königs zu Prinz Heinrich. Aus einer Reihe von Briefen habe ich ersehen, daß die beiden Adjutanturen sich recht feindlich einander gegenüberstanden und sich die Erfolge absprachen. Vergl. Bülow. II. S. 351.

Cap. II.

Berenhorst nahm also seinen Abschied und begab sich nach seinem geliebten Dessau, wo damals sein Freund, der uns bereits bekannte Fürst Franz, der Schöpfer des Wörlitzer Gartens, regierte. Hier wurde der vom Soldatenstande befreite Berenhorst Kammerherr (?) und Schloßhauptmann; zu diesen Aemtern gesellten sich jedoch später noch andere.

Nur zwei Jahre lebte Berenhorst am Dessauer Hofe als Freund des Fürsten und mit literarischen Studien beschäftigt, dann forderte der Fürst Berenhorst auf, ihn und seinen Bruder Hans Jörge auf einer mehrjährigen Reise durch die europäischen Kulturländer zu begleiten. Ueber diese von 1765 bis 1768 dauernde Reise hat uns Berenhorst eine äußerst interessante, französisch geschriebene Reisebeschreibung hinterlassen — um sich in dieser Sprache, wie er eingangs sagt, zu üben. Da die Prinzen an den verschiedenen Höfen empfangen wurden, so hat dies Tagebuch einen gewissen kulturgeschichtlichen Wert. Das Manuskript befindet sich in der Herzogl. Hofbibliothek zu Dessau, woselbst ich Einsicht nahm. Da die Reise für Berenhorsts geistige Bildung viel bedeutete, erweiterte sich doch hier sein Gesichtsfeld, und sie auch drei Jahre des Lebens dieses Mannes ausfüllte, sei sie hier kurz beschrieben:

Am 20. Oktober traten die beiden Fürsten, begleitet von Erdmannsdorf, dem bekannten Baumeister und Künstler, Berenhorst, den Kammermusikern Rust und Kottowsky und

einigen Bedienten ihre Reise an. Zuerst gings nach Leipzig, wo sie Gellert besuchten, „einen sanften, bescheidenen und garnicht so verlegenen Mann, als er uns beschrieben wurde", dann fuhr die Reisegesellschaft nach einem kurzen Besuche des Schlachtfeldes von Breitenfeld, woselbst Berenhorst alle Phasen des Kampfes verfolgte, nach Bayreuth, ohne daß sie an diesem bekannten Hofe Besuch machten. Dann gings über Nürnberg nach Höchstädt, wo man, um die Schlacht zu studieren, einige Tage verweilte. Berenhorst macht in seiner Beschreibung einen Exkurs und schildert die Schlacht genauer. In Verona, Venedig — hier erzählt Berenhorst interessant von der Verwaltung dieser Stadt — Loretto, Tolentino wurde Station gemacht, und am 16. Januar 1766 traf man zu längerem Aufenthalte in Rom ein. Hier beschäftigte sich die Reisegesellschaft angelegentlich mit der italienischen Sprache und mit dem damals so sehr modernen Kunststudium, wobei kein geringerer als Winkelmann ihr Lehrer war, der recht häufig beim Fürsten speiste. Berenhorst erzählt uns nun: vom damaligen römischen Theaterwesen, wo keine Frau die Bühne betreten durfte, von einer Parade der etwas mittelalterlichen päpstlichen Truppen, vom Verkehr mit Winkelmann und dem Kardinal Stoppani, vom freien Tone am päpstlichen Hofe, von der Wirkung des Parfüms in der römischen Gesellschaft, das die Damen nicht riechen konnten und weshalb sie vor den Dessauer Fürsten fluchtartig eine Gesellschaft verließen.

In Neapel, wohin man sich alsdann wendete, bestieg man am 1. März 1766 den Vesuv. Von der Verfassung Neapels erzählt Berenhorst fast unglaubliche Dinge von Vernachlässigung. Hier kamen die Reisegefährten mit der bekannten Frau Hamilton, der Frau des dortigen englischen Gesandten und der späteren Geliebten Nelsons, zusammen, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit Berenhorst beredt schildert. Auch pflegte man hier Umgang mit dem englischen Humoristen Lorenz Sterne, von dessen exzentrischem Wesen und tollen Streichen Berenhorst berichtet. Von dort

kehrte der Fürst mit seiner Umgebung nach Rom zurück, wo man sich erneuten Kunststudien unter Winkelmanns Führung, von dem Berenhorst allerlei interessante Züge berichtet, hingab. Liest man die Schilderungen der italienischen Landschaft bei Berenhorst, so wird man direkt an Goethes und Ludwig Richters ähnliche Schilderungen erinnert. Auch verkehrte hier die Reisegesellschaft mit den ersten römischen Adelsgeschlechtern, deren Leben und Treiben Berenhorst anziehend beschreibt. Auch das Leben am Vatikan, wo damals der als sehr mild bezeichnete Clemens XIII. herrschte, erfährt eine eingehende Behandlung. Im Mai reiste man nach Florenz, wo wir über die dortige Dynastie und das Hofleben Aufklärung erhalten. Dann gings über Cremona nach Mailand.

Oft hebt Berenhorst hervor, daß in den Ländern Italiens, durch die sie kamen, die Soldatenuniformen den preußischen nachgeahmt waren, ja manchmal den preußischen völlig glichen. So trugen z. B. in dem einen Fürstentum die Kavalleristen die Uniform des preußischen Bayreuther Dragonerregiments — eine Folge des großen Ansehens der friderizianischen Armee nach dem Siebenjähr. Kriege. Daß Berenhorst dem Schlachtfelde von Cassano, wo das Andenken an den Alten Dessauer noch lebendig war, einen Besuch abstattete, ist bei seinem hohen militärischen Interesse selbstverständlich. Recht anziehend ist, was Berenhorst über das Leben am Hofe von Savoyen sagt; denn die straffe militärische Zucht hat ihm an diesem Hofe einigermaßen gefallen.

Von hier wandte man sich nach Frankreich. Ueber Allessandria gings nach Toulon. Hier konstatiert Berenhorst, daß das preußische Wesen sich sogar in die französische Armee Eingang verschafft habe, so z B. die Stockprügel.*) Von Toulon führte die Reise über Lyon nach Paris, dessen gesellschaftliches und prächtiges Wesen Berenhorst wegen seiner Frivolität nur wenig zusagte. In den mir überlassenen Handschriften fand ich auch eine Reihe von

*) Ebenso Koser: Friedr. d. Gr. I. 539.

Cladden solcher Briefe, die Berenhorst nach Haus schrieb; hier sagt er einmal in einem:

„A mesure, que j'apprens à connaître les français à mesure je m'en degoute."

Rechte Freude hatte Berenhorst in Paris eigentlich nur am Theater. So war denn Berenhorst froh, als man nach London aufbrach, wo man am 3. Dezember anlangte. Das steife englische Wesen, das er bei den Empfängen am Hofe Georgs III. findet, stößt ihn ab. Man sieht eben, Berenhorst war ein Mann, der sich recht eigentlich nur in seinem Deutschland wohl fühlte. Die fürstliche Gesellschaft reiste dann noch ein paar Monate im Lande herum, wobei Berenhorst das provinziale englische Leben bedeutend besser gefiel. Vor allem lobt er die schnelle und bequeme Postverbindung, die im Vergleiche hierzu in Deutschland bummelig war. Auch das englische Theater erregte sein großes Interesse. Im Juni gings nach Paris zurück, jener Stadt, von der Berenhorst meint, hier müsse man stets geputzt sein und müsse immer Komplimente machen, ohne einen Augenblick für sich zu haben. Die bei Hofe vorgestellte Reisegesellschaft nahm nun an Musterungen, Jagden, Paraden teil, was Berenhorst ebenso wie überhaupt den Hof Ludwigs XV. eingehend schildert. Am meisten interessiert ihn natürlich das französische Militär. Vom Hofleben hebt er besonders das ungenierte Treiben der feinen Damen hervor, das ihn in helle Verwunderung setzte und wovon Berenhorst einige pikante Anekdoten mitteilt. Was er uns vom Treiben des Königs in Fontainebleau erzählt, kann man als typisches Beispiel von der Verworfenheit des französischen Hofes vor der Revolution bezeichnen. Auch sah Berenhorst hier vier Kanonen, die dem Erbprinzen von Braunschweig bei Johannisberg abgenommen waren und die man deshalb in den Hintergrund gebracht hatte — aus Höflichkeit gegen die Fremden — wo sie aber dennoch Berenhorsts militärisches Auge erblickte. Auch den liebenswürdigen Prinzen Soubise lernten sie hier kennen. Stets hebt

Berenhorst die französische Gastfreundschaft lobend hervor. Wiederum fesselte Berenhorst das mustergiltige französische Theater der damaligen Zeit ungemein. Doch aus diesem angeregten Leben schied Fürst Franz zu Anfang des Jahres 1768 und ging über Saarburg nach Hechingen, wo man einer von Hofmitgliedern aufgeführten Vorstellung der Minna von Barnhelm beiwohnte. Die Fürstin selbst spielte die Rolle der Minna. Da Berenhorst solches später in Dessau auch inszenierte, so liegt die Vermutung nahe, daß er hier die Anregung empfangen hat; denn ganz begeistert schreibt er in seinem Reisejournal: „Ein solches meisterhaftes Originalwerk von Leuten vom Stande in solcher Vollendung dargestellt, galt mir als ein günstiges Anzeichen von dem neuerlichen Zustande unserer schönen Literatur.“ Auf der Heimreise wurde noch Ludwigsburg, Gießen — natürlich mit Abstecher nach dem Schlachtfeld von Bergen — und Kassel besucht. In Kassel war sehr feierlicher Empfang bei Hofe. Auch wohnte hier die Reisegesellschaft einer regelrechten Falkenjagd bei, die man den Gästen zu Ehren veranstaltete. Am 3. März 1768 traf man wieder in Dessau ein, nachdem man noch, bereits auf anhaltischem Gebiet, einem schweren Wagenunglück nur durch glücklichen Zufall entgangen war.*)

Nach der Rückkehr widmete sich Berenhorst wiederum dem anregenden Dessauer Hofleben, das ich in einem späteren Teile der Arbeit noch schildern werde. Auch erfuhren seine amtlichen Funktionen eine wesentliche Vermehrung, denn der Fürst übertrug ihm eine Reihe neuer Aemter, über die Berenhorst in den „Selbstbekenntnissen“ sagt: „Im folgenden Jahre übertrug mir der Fürst das Amt eines Aufsehers und Vorstehers seines gesammten Hauswesens; es waren die vereinbarten Geschäfte eines Präsidenten der Rechnungskammer, eines Hofmarschalls (mit Ausnahme

*) Diese Reise ist bereits als Novelle behandelt worden und erschien 1845, romanhaft umgestaltet, in der Novellenzeitung: Ausgewählte Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen. Band I. Jahrg. 1845. Eine deutsche Uebersetzung im Auszuge gibt Bülow im „Nachlasse“.

dessen, was man faire les honneurs de la Cour nennt), Oberstallmeisters und Schloßhauptmanns. Ich widmete mich und meine Zeit diesem, meine ganze äußere Tätigkeit erfordernden Berufe."

Zu diesen Aemtern kam noch im Jahre 1785 das eines Oberhofmeisters des Erbprinzen Friedrich hinzu, d. h. Berenhorst hatte die Oberaufsicht und Leitung des Unterrichts. Als Lehrer berief er eine Reihe von Gelehrten, deren Namen einen guten Klang hatte. So den späteren bekannten Rechtshistoriker in Göttingen, Hugo, den gleichfalls bekannten Philologen Buttmann, den Pariser Regierungsadvokaten Rey de Vauclair, den nachmaligen Superintendenten von Dessau de Marées, den durch seine spätere Freiberger Wirksamkeit bekannten Professor der Mineralogie Olivier, den nachmaligen Staatsrat Wieland. Der für den eigentlichen Unterricht verantwortliche Lehrer, der den Prinzen bis dahin erzogen hatte, war der als Freund Goethes aus der Leipziger Zeit allgemein bekannte Behrisch, der in „Dichtung und Wahrheit" und in Eckermanns „Gesprächen" eine gewisse Rolle spielt. Mit allen diesen Männern verband Berenhorst eine zeitlebens dauernde Freundschaft, die sich in einem regen Briefwechsel, den ich in dem Nachlasse vorfand, kund tat. Besonders innig scheint das Verhältnis zwischen Berenhorst und Behrisch gewesen zu sein, denn zu den beiden Geburtstagen dieser Männer wurden jedesmal Gedichte gewechselt, die ja sehr interessant wären, doch möge deren Veröffentlichung einer späteren, eingehenderen Arbeit vorbehalten bleiben.

Der Unterricht wurde ganz nach der philanthropischen Methode erteilt. Wie hätte es auch anders geschehen sollen, war doch Dessau seit der 1771 hier erfolgten Niederlassung Basedows und der Errichtung des Philanthropins der Mittelpunkt dieser Pädogogik. Berenhorst trat auch zu Basedow in Beziehungen und in Gedankenaustausch. Ehe Berenhorst sein Amt als prinzlicher Oberhofmeister antrat, legte er seine Ansichten in einem vom Fürsten eingeforderten Programm

nieder, aus dem ich einiges — es ist ein ziemlich starkes Heft — mitteilen will:

Eingangs setzt er auseinander, daß er eigentlich dies neue Amt, da er ohnehin schon mit Arbeit überlastet sei, ablehnen müsse, erklärt sich jedoch am Ende dennoch dazu bereit. Da wir hier einen Blick auf Berenhorsts amtliche Tätigkeit werfen können, sei dies veröffentlicht: (Ungedrucktes Material.)

„Dessau, 12. Dez. 1785.

Ich habe wöchentlich drey, bisweilen auch wohl vier Sitzungen auf der Kammer. Wenn ich den Hin- und Herweg, nebst den anderweitigen Gängen, welche die Besorgung meiner Geschäfte erfordert, mit dazu rechne, so brauche ich an einem solchen Tage zwey und eine halbe Stunde. Jeden Morgen nehmen mir die Rapporte aus dem Stall, von der Trabanten-Kompagnie, oder die zu machenden Vorkehrungen, es sey nun mit andern Unterbedienten oder mit Handwerksleuten, Klägereyen, Bettleyen und anderer Ueberlauf, beynahe auch eine Stunde weg. Dazu kommt nun öfters etwa ein Brief den ich in Ewr. Durchlaucht Angelegenheiten zu schreyben habe (welches Geschäft mir gar nicht leicht von Händen geht und mit dem Couvertieren viel Zeit kostet); verschiedene Listen des Maarstalls führe ich entweder selbst oder entwerfe sie doch, so wie auch von der Trabanten-Kompagnie, deren Rechnung über die kleinen Montierungsstücke ganz meine Privatsache ist, sodaß ich sage, nur selten bleibe mir mehr als Ein Vormittag, ohne den Sonntag, in der Woche übrig, welchen ich ganz vor mir hätte. Mein Hypochondrischer Charakter macht, daß mir jedes Geschäft, wenn es auch geringfügig ist, schwer auf dem Hertzen und unaufhörlich im Sinne liegt.“

Dann handelt er vom Prinzen und sagt:

„Da man einen Jüngling von 16 Jahren, der sich fühlt der einzige Sohn eines Fürsten zu seyn, mit Gewalt nicht wohl zwingen kann, so könnte mir auch alle übertragene

Authorität nichts helfen, und es bliebe mir kein anderer Weg bey ihm Eingang zu finden übrig, als der einer gegenseitigen Hochachtung, oder, wenn mir das Glück günstig wäre, der Liebe.“

Hier zeigt also Berenhorst bereits, daß er den Bahnen der Philanthropinisten folgen will. Des weiteren bestimmt er den Wohnsitz des Prinzen, ein kleines abgesondertes Schloß, und überträgt die wissenschaftliche Leitung der Erziehung seinem Freunde Behrisch, die Stelle eines Gouverneurs dem Verwandten seiner Mutter Rode; auch die Anzahl der Dienerschaft wird von ihm festgesetzt.

§ 2 lautet:

„Se. Durchlaucht haben mir ferner zugestanden, bey Verwaltung dieses wichtigen Geschäfts, mir Herrn Behrisch zu meinem ersten Mitgehülfen, und in meiner Abwesenheit, zu meinem Stellvertreter, erwählen zu dürfen.“

Sodann verrät § 13 wiederum ganz Basedowschen Einfluß, er lautet:

„Bey unserm ganzen Umgange mit dem Printzen, wozu wenig andere Zeit, insbesondere für mich, übrig bleibt, als die bey Tische; müssen wir trachten die Gegenstände der Konversation so auszuwählen, daß sie dem Prinzen nützlich seyn, auf seinen Unterricht Bezug haben, und zu seiner Aufklärung beytragen können. Mit einiger hierauf gewendeten Sorgfalt wird es uns an Stoff dazu nicht leichtlich fehlen.“

Ebenso scheint § 15 von philanthropischem Geiste durchtränkt zu sein:

„Nichtsdestoweniger wird es auch seinen guten Nutzen haben, den Printzen auf fremde Laster, Tohrheiten, Narrheiten, Nachlässigkeiten u. s. w. aufmerksam zu machen und hinzuweisen. Es müssen aber jedesmal sprechende und recht frappante Züge mit gehöriger Vorsicht ausgewählt werden, damit diese Hinweisung, den aufgestellten Modellen, nach ihren Umständen und nach ihrer Lage, weiter keinen Nachtheil oder Schaden bringen können.“

Jeder, der auch nur die Grundzüge der Basedowschen Pädagogik kennt, wird hier deren Beispiel verspüren.*) Berenhorst, der sich für alle geistigen Dinge interessierte, ist also durch den häufigen Verkehr mit Basedow sehr angeregt worden.

Auch in religiöser Hinsicht beeinflußte Basedow den Berenhorst stark. Berenhorst hatte in seiner Jugend heftige religiöse Zweifel, die er aber schließlich überwand, sodaß er als Mann ein wahrhaft und echt empfindender Christ war. Ueber seine religiösen Gespräche mit Basedow sagt er in den „Selbstbekenntnissen“:**)

„Im Jahre 1771 ließ sich Basedow bei uns nieder. Ich versuchte durch ihn von einer mehr genießbar gemachten Religion Jesu, für die ich nun schon nicht mehr übel gestimmt war, belehrt zu werden. Zu diesem Ende übernahm ich bei jedem Anlasse die Rolle eines Widersachers derselben. Basedow mißverstand mich . . . . . Meine hingeworfenen, seine Dogmatik mannigfaltig durchkreuzenden Einwendungen, brachten ihn oft gegen mich auf . . . . . Er tadelte mich aus dieser Ursache wenig gelinde und beschuldigte mich, ein Mensch ohne Grundsätze, ein Sophist, ein schlüpfriger Redner der Lüste zu sein . . . . . Er war ein milder aber starker Denker, ich muß ihm viel verdanken . . . . . Aus manchen seiner Schriften habe ich mich weiterhin sehr erbauet . . . . . .“

Berenhorst war überhaupt eine religiös tief veranlagte Natur, wenn er auch behauptet, früher Atheist und Materialist gewesen zu sein. Vor allem waren es die Herrenhuter, die später auf ihn einen großen Eindruck machten. Doch lassen

---

*) Hatte doch der junge Erbprinz Friedrich, der übrigens, ohne zur Regierung gelangt zu sein, bereits 1814 starb, selbst am Unterrichte im Philanthropin teilgenommen.

**) Vergl. über diese Beziehungen Berenhorsts zu Basedow auch die Programmarbeit des Verfassers: „Die Frage der Selbständigkeit der Pädagogik Basedows Teil II“. Nachtrag II. „Basedows religiöse Ansichten.“ Prgr. Karlsgymnasium 1911. Bernburg.

wir ihn am besten hier wieder selbst reden: (Aus den „Selbstbekenntnissen".)

„Zugleich lernte ich in dem benachbarten Barby die Herrenhuter etwas kennen, sahe ihre Häupter, besonders den schönsten, holdseligsten aller Greise, Spangenberg, den leibhaftigen Apostel Paulus. Dies reizte mich, verschiedene seiner und einige der vorzüglichsten ihrer andern Schriften, besonders die Missionsgeschichten, nach und nach zu lesen."

Jeder, der dies vernimmt, wird sich des Eindrucks, er habe es hier mit einer wahrhaft religiösen Natur — zumal, wenn man die „Selbstbekenntnisse" einmal ganz durchgelesen hat — zu tun, nicht verschließen.

In dem mir anvertrauten Nachlasse fand ich ferner eine Reihe religiöser Schriften angegeben. So z. B.: „Ist es im XVIII. Jahrh. zu frühe, sich zur natürlichen Religion zu bekennen?" u. a. Ferner hielt Berenhorst in literarischen Zirkeln, die sich in Dessau später zusammenfanden, Vorträge über religiöse Themen. So am 6. Januar 1793: „Einige religiöse Betrachtungen unter Freunden" und am 27. Januar 1793: „Auch einige Gedanken über Offenbarung und natürliche Religion".

So lebte Berenhorst in Dessau, stark von seiner amtlichen Tätigkeit in Anspruch genommen und in der Umgebung des von ihm so sehr geschätzten Fürsten Franz, der die auf seiner Reise gemachten Beobachtungen über landschaftliche Schönheiten in seinem Ländchen in die Wirklichkeit umsetzte und sein Fürstentum in einen einzigen Park verwandelte, wovon noch heute der Name des Wörlitzer Gartens, jenes bekannten Parkes im englischen Stil, wo Berenhorst gern und häufig weilte, Zeugnis ablegt. Auch hatte Vater Franz, wie er im Dessauer Volksmunde fortlebt, die Anregungen, die ihm Winkelmann gegeben, nicht unbenutzt gelassen, sondern mit Eifer sammelte er antike Kunstschätze und stellte römische und griechische Vasen und Statuen vielfach auf. Bei allen diesen künstlerischen Bestrebungen stand ihm neben Erdmannsdorf sein damaliger

Reisebegleiter Berenhorst mit Begeisterung zur Seite. War er doch auch eine Natur, die für alles Hohe und Schöne schwärmte. Daneben sorgte ein anregender Briefwechsel, den Berenhorst pflegte, für angenehme geistige Zerstreuung.

So korrespondierte er vor allem mit den Männern, die er einst als Erzieher des Erbprinzen berufen hatte, und aus diesem brieflichen Verkehr entwickelte sich eine Freundschaft, die zeitlebens währte. So wechselte er sehr interessante und liebenswürdige Briefe mit Hugo, als dieser später Professor in Göttingen war, der ihn übrigens auch in späterer Zeit öfter mit Familie besuchte. Ferner mit Professor Buttmann in Berlin. Ueberhaupt war die Korrespondenz Berenhorst, wie vielen seiner Zeitgenossen, eine liebe Abwechslung, da man ja damals viel Briefe schrieb. Er hat ferner im Briefverkehr gestanden mit: (Wenn auch dieser nicht stets nebeneinander her ging; denn der Verkehr mit dem einen schlief einmal ein, dafür wurden neue Bekanntschaften gemacht, so sei er doch hier der Uebersicht halber zusammengestellt)

Archenholz, dem bekannten militärischen Schriftsteller, Verfasser von Reisebeschreibungen und Chronisten des Siebenjährigen Krieges, mit dem als militärisches Genie geltenden, seit 1806 etwas anrüchigen Massenbach, mit Bülow, dem Schüler Berenhorsts und Verfassers des damals aufsehenerregenden Werkes: „Geist des neueren Kriegssystems“, mit Valentini, dem Autor der beiden militärischen Werke: „Der Krieg von 1809“ und „Abhandlung über den kleinen Krieg“, mit dem Militärschriftsteller Rühle v. Lilienstern, mit Scharnhorst. Ferner mit der Schriftstellerin Elisa v. d. Recke, welche einen so regen Briefwechsel mit Berenhorst unterhielt, daß ich noch einen ganzen Stoß von Briefen dieser literarisch nicht unwichtigen Frau vorfand, mit dem Züricher Arzt Hotze, der ihm als treuester Freund galt, mit Konsistorialrat Spieker in Frankfurt a. O. und mit dem Kammerherrn Müffling in Weimar. — Dies wären die wichtigsten Korrespondenten Berenhorsts, ohne daß jedoch

damit die Personenzahl erschöpft wäre; jedoch unterhielt er mit den oben Genannten einen besonders regen und intimen Briefwechsel.

Zum Teil ist diese Korrespondenz — allerdings nur in Auswahl — ediert von Bülow im „Nachlasse". Eine eingehendere Bearbeitung würde jedoch in sofern Gewinn bringen, als sie manches Neue, z. B. über die doch in jeder größeren Literaturgeschichte erwähnte Elisa v. d. Recke, anführen würde. Manches interessante Urteil über sie würde da an den Tag kommen, so wenn Berenhorst sagt: „Die gute, aber durch Schmeichler und zuviel Eigenliebe verdorbene Elisa", auch würde durch die veröffentlichte Korrespondenz ihr Verhältnis zu dem Betrüger Cagliostro Klärung erfahren. Berenhorst stand zur Elisa in denkbar innigster Fühlung, war sie doch in seinem Hause ein gern gesehener und häufig wiederkehrender Gast, wenn auch Berenhorst mit ihr später auseinanderkam; denn am Schlusse seines Lebens sagt Berenhorst: „Mit der guten Elisa bin ich ganz außer Verhältnis, ohne daß irgend ein Bruch in unserer Freundschaft vorgegangen wäre." *) Recht interessant sind ferner Berenhorsts Beziehungen zu dem damals viel genannten Bülow, der infolge seiner mißliebigen Schriftstellertätigkeit in Kolberg unter Loucadon und Gneisenau 1806 in Haft saß (Vergl. Nachlass II. 271.) und als Geisteskranker starb. Für seine Zeit eine bekannte Persönlichkeit, geistreich und anregend, dabei voller neuer Ideen in seinen militärischen Schriften, stand er zu Berenhorst in enger, literarischer Fühlung; auch über religiöse Dinge korrespondierten beide, Berenhorst wurde durch ihn auf das System des Svendenborg aufmerksam gemacht.

Jedoch fehlte es Berenhorst auch in Dessau nicht an Verkehr mit Freunden. Außer mit dem schon erwähnten Behrisch kam er häufig mit dem als fürstlichen Vorleser in

---

*) Vergl. über die Beziehungen Elisas v. d. Recke zu Anhalt: Hosäus: Mitteil. d. Anh. Geschichtsvereins. IV. 482 ff.

Wörlitz angestellten Matthison, dem schwärmerischen und sehr gefühlvollen Dichter, zusammen. Vor allem jedoch verband ihn eine echte und wahre Freundschaft mit der Gemahlin des Fürsten Franz, der anmutigen Louise. Oft ritt Berenhorst nach Wörlitz hinaus, um in der Gesellschaft der Fürstin Louise und Matthisons auf der Schloßterrasse Kaffee zu trinken.

Aus dem Briefwechsel Berenhorsts mit dieser Fürstin, der dem Geschmacke der Zeit entsprechend etwas gefühlsselig klingt, sei hier einiges mitgeteilt: (Gewissermaßen als Parallele zu der Probe aus dem Briefwechsel zwischen Fürst Franz und Berenhorst, der übrigens gleichfalls noch fortwährte.)

„Dessau, d. 23. Sept. 1787.

Der heutige Morgen, wo die Sonne so hell und heiter hervorgeht, sey mir geweyhet, Sie, theure Fürstin! zum Gegenstande meiner Gedanken zu machen. — Geschaffen harmonisch zu empfinden, die mehresten Dinge unter dem gleichen Gesichtspunkte zu sehen, einer des andern Ideen schnell zu errathen und zu verstehen, leben wir in entschiedener Trennung, wandeln aber durch die Gnade Jesu Christi, auf einem und denselben Wege der Erkenntniß und Prüfung, zu ewiger Vereinbarung hin. O, theure Freundin! wie viel Einfluß haben Sie auf die Erleuchtung, auf die Erziehung, auf die Schicksale meiner Seele gehabt! sie wird gewis der ihrigen, dereinst in jenem Leben, den schönen Vers aus dem Gellertschen Liede: Heil Dir u. s. w. zurufen. — Welche Menge von Gedanken stellt sich mir jetzt, in dieser Minute dar! Wie wallet mir das Herz auf! . . . . . Doch ich will abbrechen, ich will Ihnen heut, an diesem Sonntagsmorgen, nur noch dieses sagen: daß ich Sie täglich mehr verehre, mehr liebe, mehr herzlichen Beyfall zurufe, und mich nun hinwerfen will zu bitten für Sie und für mich, um Hülfe und Beystand dessen dem wir vertrauen, zu dem noch übrigen Theile unserer Laufbahn hienieden

Behrenhorst.“

Ein anderes Schreiben lautet:

„Dessau, d. 16. August 1801.

Theure Fürstin!

Der Gedanke an Sie zu schreiben ergreift mich heut — ich habe dies lange nicht gethan — wehmütige Empfindungen haben mich davon abgehalten —

Ich habe Sie verlohren, ich habe Hotzen verlohren — ich bin nun ganz allein. Aber ich fühle tief die Wahrheit eines Wortes von Rousseau: qu'il est beaucoup plus amèr, d'avoir à pleurer la perte des amis vivans, que celle des amis morts."

Dieses Schreiben deutet also auf eine allerdings nur zeitweise Entfremdung zwischen Fürstin und Berenhorst hin; solche kleinen Entfremdungen waren in dieser sensiblen Zeit nichts Ungewöhnliches und lange dauerte der Streit nicht, denn bereits im Oktober desselben Jahres bedankt sich Berenhorst mit überschwänglichen Worten für ein von der Fürstin ihm geschenktes Bild Lavaters.

Auch aus einem andern Brief zeigt sich uns diese gefühlvolle Zeit; man wird beim Lesen unwillkürlich an die Freundschaftsbeziehungen aus Klopstocks Kreise erinnert.

„Dessau d. 7. Sept. 1800.

Ich stand gestern Abend in meinem Gärtlein und sahe der Sonne zu, wie sie anfing unterzugehen, einige kleine Wolken am blauen Himmel herrlich mit vierfarbigtem Gold bemalte, dabey aber widerum Einen meiner Tage mit sich unterzutauchen im Begrif war. Da brachte mir mein treuer Zehl den in aller Stille erhoften Brief. Noch war Tag genug, ich setzte mich in die bereits halbentlaubte Laube und genoß noch mehr als ich las" . . . . .

Man sieht, für diese gefühlvolle Zeit war Matthison gerade der rechte Dichter, der allen aus dem Herzen sprach. Und wahrscheinlich verdankte Berenhorst seinem Umgange sehr viel, zumal die eigenen Dichtungsversuche Berenhorsts

ganz des Matthison Manier verraten. Aus dem mir vorliegenden Briefwechsel habe ich ersehen, daß sich Fürstin und Berenhorst auch literarisch in der Weise anregten, daß sie sich gegenseitig Bücher zusandten, die sie nachher in den Briefen besprachen, ja daß die Fürstin an den militärischen Werken Berenhorsts Anteil nahm und die Rezensionen darüber las.

Daß auch Berenhorsts Korrespondenz mit dem Fürsten fortdauerte, sagte ich bereits. Doch sei auch hierfür ein Beispiel gebracht. Berenhorst schreibt an Fürst Franz nach Wörlitz: (Die Briefe gingen sämtlich von Dessau nach dem 12 km entfernten Wörlitz.)

„Dessau d. 26. Märtz Morgens

Ich stand gestern Abend spät und sahe den Mond und die einzelnen schönen Gestirne, welche an dem blauen großen Gewölbe funkelten, da dachte ich an Sie, mein unschätzbarer Fürst, daß Sie eben daßelbe tun würden: ich vermuthete Sie würden auf dem See fahren, und schnell fiel mir ein daß bey jeziger Jahreszeit die Abendluft auf den Waßer, besonders für Personen, die zu Wechselfieber geneigt sind, sehr gefährlich sey. Ich sehe diesen Gedanken für eine Absendung an die ich nicht unterdrücken soll. Wenn auch weiter nichts von einer solchen Krankheit zu befürchten wäre, wie kränkend würde es mir seyn Sie um eine Jahreszeit kommen zu sehen, die Ihnen soviel Freude und herrlichen Genuß verspricht. Ein aus dem Leben verlohrener Frühling ist auf ewig fort, nie nachzuhohlen oder zu ersetzen. Ruhe und Zufriedenheit umleuchte Sie mit den heutigen heiteren Strahlen der neuen sieben und siebziger Sonne!“

Kurz, wir sehen, dieser Briefwechsel ist als typisch zu bezeichnen für den damaligen Geschmack. Ich kann jedoch in dieser Arbeit, die sich weitere Ziele gesteckt hat, mich nicht so in den Details verlieren, so gern ich auch Proben aus der früher angeführten Freundeskorrespondenz Berenhorsts mitteilte — sondern muß auf die von Bülow im „Nachlasse“

edierte Auswahl verweisen, die aber keineswegs der Fülle des handschriftlichen Materials gerecht wird.

Großes Interesse hatte Berenhorst für Theateraufführungen, wie wir bereits aus dem Reisebericht ersehen haben. Hier in Dessau konnte nun der Oberhofmeister seine Pläne verwirklichen und eine eigene Bühne einrichten. Aus dem handschriftlichen Material und den Zusammenstellungen K. v. Berenhorsts habe ich ersehen, daß Berenhorst sich an den Schauspielen, die der Hof selbst — wie in Weimar — veranstaltete und die ihm in Hechingen so sehr gefallen hatten, beteiligte, ja daß er der eigentliche Leiter war. Diese Aufführungen wurden fast alle im Freien gespielt, entweder in der landschaftlich prächtigen Umgebung von Wörlitz oder des Vogelherdes. An Stücken, die man da gab, habe ich gefunden: „Elysium“ von Jacoby, „Der Gasthof“ 1775, die Operette „Der Töpfer“, „Die Juden“ und „Minna von Barnhelm“ von Lessing, „Der Mann nach der Uhr“ von Hippel, „Der Kaufmann von Smyrna“, „Das Kaffeehaus“ u. a. In Berenhorsts Händen lag das gesamte Arrangement dieser schauspielerischen Darbietungen der Hofkreise wie auch derjenigen der damals Dessau besuchenden Wanderschauspieltruppen. Die Leitung des musikalischen Teils hatte der in der Musikgeschichte nicht ganz unbekannte Rust, obgleich auch dieser von Berenhorst, der, wie sein Reisejournal z. B. gelegentlich der Besprechung der Pariser Oper zeigt, ein treffliches musikalisches Verständnis besaß, mit seinem künstlerischen Urteil unterstützt wurde. So gebührt denn unzweifelhaft auch Berenhorst das Verdienst, die Dessauer Hofkapelle mitbegründet zu haben. Berenhorsts Interesse an Theateraufführungen war ungemein groß. Besuchte er doch schon die Theaterstücke der Schüler des Philanthropins. Wenn auch Berenhorst in amtlicher Stellung das Aufblühen des Dessauer Hoftheaters nicht mehr erlebte — er war ja nur ein Intendant von Wandertruppen gewesen — so hatte er doch große Verdienste um die künstlerischen theatralischen Bestrebungen in Dessau, denen er den Boden bereitet hat.

(Vergl. v. Prosky: „Das Herzogl. Hoftheater zu Dessau“ und Hosäus: Mitteil. des Anh. Geschichtsvereins III, 552 ff.: „Die Anfänge des Dessauer Theaters“, obwohl hier Berenhorsts Bemühungen um das Theater nicht gebührend hervorgehoben sind, wie d. Verf. auf Grund des ihm vorliegenden Materials erkannt hat.)

Da wir bei dem Interesse Berenhorsts für das Theater stehen, so wollen wir jetzt die mit diesem Gebiete verwandten Ansichten des Oberhofmeisters über die Literatur hören, für die er gleichfalls ein großes Interesse besaß. Davon zeugen die für seine Zeit trefflichen Rezensionen, die er über die soeben erschienenen Goetheschen, Schillerschen, Wielandschen und Herderschen Werke gab. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn verstand er das Bleibende dieser Schöpfungen richtig zu beurteilen. Hiervon einige Proben:

„Götz v. Berlichingen:

Der Autor hat die dramatischen Regeln völlig bei Seite gesetzt; etwas ist er in der Shakespearschen Manier; übrigens hat er mit allen seinen Werken anklebenden Unvollkommenheiten ein Meisterstück geliefert. . . . . Dennoch glaube ich, daß die Vorstellung nicht eine dem Stücke selbst würdige Wirkung thun würde, und zwar wegen der Kürze und Gedrungenheit vieler Szenen. Als Mittel könnte man noch versuchen, erstlich: den Schauplatz bisweilen eine Zeit lang leer zu lassen. — Außerdem müßte auch noch über jeder Veränderung des Szenenwesens der Ort in großen Buchstaben genannt sein, welcher sollte vorgestellt werden, um dem Zuschauer Zeit zu geben, sich wieder zu fassen und mit seiner Einbildungskraft an den verlangten Ort zu versetzen. . . . . Aber, aufzuführen oder nicht aufzuführen ist Götz v. Berlichingen eine Fackel, welche jede Einbildungskraft entzündet, Alles, was Phantasie heißt, in Schwung bringt. Schilderungen, Nationalgeist und Sitten, Herzenssprache, rührende, betäubende, hinreißende Handlung, mit einem Worte: jede Kraft, vermögend auf Seelen zu wirken, ist

zum Uebermaße darinnen. — Seit Yoricks empfindsamen Reisen habe ich nichts gelesen, was so sehr mit meinem eigenen Ich zusammengeflossen wäre."

Ferner hat er eine ganz originelle und z. T. auch richtige Auffassung des Torquato Tasso. Man denke daran: die Rezensionen sind stets aus dem Erscheinungsjahr! Er schreibt:

„Handlung ist fast garnicht in diesem Stücke. Es besteht blos in Gesprächen. Die Personen interessieren schwach. Antonio, die hervorstechendste — der Leser bleibt ungewiß, ist er ein Schurke oder ist er keiner. Die Prinzessin liebt den Dichter, besiegt aber das Fleisch, die Durchlaucht steckt ihr im Kopfe, welches freilich hier eben kein Fehler ist. Leonore Sanvitale ist ein Weib, ganz wie die große Mehrzahl dieses Geschlechts. Bei Torquato rappelt es. J. J. Rousseau hat zum Original gedient. Der Herzog ist ein guter Fürst von ziemlichem Verstande. Die Sprache ist vollkommen schön. Ein Reichthum von Ideen, darüber man erstaunen muß. Die Uebergänge von dem einen zu dem andern sind ganz und gar meisterhaft. In Ferrara liegt Weimar eingewickelt."

Solche Urteile finden wir noch zahlreich abgedruckt in Bülow „Nachlaß" II, 131 ff., so z. B. über „Claudine", „Natürl. Tochter", „Stella" von Goethe, „Wintermärchen" von Wieland u. a. Auch sonst wirft er in seinen Besprechungen interessante Streiflichter auf die damalige Literatur. Er bezeugt uns den ungeheueren Eindruck des „Werther". Er nennt Bekannte, die sich unter dem Eindruck des „Werther" aus ähnlichen Gründen erschossen haben. Eine recht interessante, nicht gedruckte Rezension fand ich über Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", wobei er sich allerdings nicht mit Herder einverstanden erklärt, aber immerhin seinen eigenen, am Studium Kants, den er so sehr schätzte, gebildeten Verstand zeigt.

Ein gleichfalls noch nicht publiziertes Urteil — aus einem Briefe an die Fürstin Louise — über Schillers „Glocke" sagt:

„Den 25. Februar 1800.

Das Lied von der Glocke hat mir sehr gefallen, der Stoff dazu ist so schön aus dem bürgerlichen Leben entlehnt, die moralischen Anwendungen, so schön und mit so meisterhaften Uebergängen auf das bürgerliche Leben zurückgeführt, die Sprache gehet so grad in das Herz, daß man nicht anders kann als davon gerührt werden. Dabey malet der Pinsel des Dichters mit den glänzensten Farben die in dem Kästlein der Pierinnen zu finden sind; kurz, ich würde mich an diesem treflichen Stücke erbauet haben, wenn ich nicht wüßte von dem armen Schiller, daß er sich und seyn Bewußtseyn, für ein nichtiges und mithin verächtliches Spiel des Fatum, welches hierbey keinen Zweck haben kann, für einen Ideenzirkel hielte, der auf dem Ozeane des Weltall ein paar Sekunden lang, herumwirbelt, und dann auf ewig zerfließt."

Es würde eine eigene Arbeit erfordern, wollte man im einzelnen zeigen, wie sich in diesem originalen Kopfe die damalige deutsche Literatur, die er sehr genau und ohne Wesentliches zu übersehen, kennt, gespiegelt hat. Hier kann ich nur darauf hinweisen, daß er alle Neuerscheinungen liest und im Briefverkehr mit seinen Freunden bespricht. Und zwar las Berenhorst mit der Feder in der Hand. So fand ich in dem mir anvertrauten Nachlasse verschiedene Heftchen, in denen Berenhorst alle die Bücher und Broschüren, die er gelesen hatte, exzerpiert hat.

Ferner sei hervorgehoben, daß er sich auch in eigenen Dichtungen versuchte, von denen Hosäus in den Mitteil. des Anh. Geschichtsvereins eine Anzahl veröffentlicht hat, wo sie nachgelesen werden können. Sie sind im Stile seines Freundes Matthison, wie ich bereits hervorhob, abgefaßt. Besonders hervorzukehren wäre ein Gedicht Berenhorsts mit der Ueberschrift „Kant", das entschieden dichterischen Geschmack verrät. Da diese Dichtungen eben nur als Versuche anzusehen sind, so gehe ich schneller über sie hinweg, um mich einem literarischen Gebiete zuzuwenden, auf dem

Berenhorst meiner Ansicht nach Originelles leistete — den Aphorismen. Er verfaßte nämlich zwei dicke Hefte voll recht sarkastischer und treffender Sinnsprüche etwa in der Art wie Feuchtersleben, die Bülow im „Nachlasse“ nur in ganz verschwindendem Bruchteile publiziert hat. Aus den Originalheften seien hier einige mitgeteilt. Berenhorst betitelt diese Aphorismen: „Einfälle und Bemerkungen eines Jemandes aus dem letzten Viertel des Jahrhunderts“.

§ 57. Fremde Sprachen und Schauspiele in fremden Sprachen: sehr gute Mittel zur Abglättung der patriotischen Falten in unserer Denkart.

§ 172. Wer eine Frau nehmen, wer ein Pferd kaufen will, soll, was die Figur anbelangt, dem Eindruck des ersten Augenblicks glauben; je öfter er in der Folge hinschauet, je unsicherer er siehet.

§ 181. Eine Frau welche heftig auf das Schminken einer anderen losziehet, hat große Lust roth aufzulegen.

§ 238. Das Gebet bewegt Gott nicht wie ein Mensch durch Bitten zu etwas bewegt wird, doch schadet es nicht, daß mein beschränkter Verstand sich die Sache also vorstelle, so wie es nicht schadet zu glauben die Sonne läufe um die Erde. Beyde Begriffe sind Sozusagen, richtig in ihrer Unrichtigkeit.

§ 83. Der Höhere, welcher einen Niedrigern mit Komplimenten überhäuft, spannet diesen auf eine sehr zierliche Mannier in den polnischen Block.

§ 80. Wer viel Komplimente macht, verlangt viel Komplimente.

§ 15. Wer in seiner Rede zu oft ich sagt, ist ein Narr, wer garnicht ich sagt, ist auch einer.

§ 123 Ein Regent wird zum Staatsgefangenen, von dem Augenblick an, wo er der Ueberredung Raum giebt: nur durch Einen oder ein Paar Männer sich die Sache vortragen zu lassen, und nur mit eben diesen darüber zu sprechen.

§ 124. Ein Regent, der sich gefließentlich verbirgt, zu dem ein Schreyben so schwer, als in eine belagerte Vestung zu bringen ist, und der, wie Baal nie antwortet, ist der furchtbarste aller Regenten.

§ 167. Väter, eilet doch ja mit Muße euren Söhnen ungezwungenes Wesen und zuversichtliche Darstellung zu geben, insbesondere, wenn es hübsche Jungens sind. Ein kleiner Anstrich von Dummheit welcher indeßen ganz füglich nur auf der Oberfläche zu beruhen braucht, ist ihnen alsdann gar zu vorteilhaft, hauptsächlich was die Protektion der Weiber anbelangt.

§ 134. Die natürliche Gutherzigkeit unserer Nation, zeiget sich nirgends mehr als in den Thränen, welche sie bey unsern Trauerspielen weinet, und in der Bereitwilligkeit auf jeden Wisch zu pränummerieren.

— Wenn du wissen willst, was der oder jener nicht ist, so gieb Acht auf das, was er zum Oeftersten sagt, daß er sei.

— Der Regent, welcher wenig nimmt, ist liberaler als der, welcher viel giebt.

Dies genüge als Probe für dieses unzweifelhafte Talent Berenhorsts, sich in scharfen und sarkastischen Sinnsprüchen auszudrücken, in denen er fast alle menschlichen Schwächen und Lebensgebiete kritisiert.

Da wir bei den geistigen Interessen Berenhorsts stehen, so will ich erwähnen, daß außer Literatur seine Lieblingsstudien waren: Geschichte, Kriegskunst und Philosophie. Besonders großes Interesse brachte er der Geschichte entgegen; das wird jeder finden, der in seinen Schriften liest und auf die vielen historischen Vergleiche stößt, die Berenhorst fortwährend, z. B. zwischen Gustav Adolf und Friedrich d. Gr., anstellt. Seine Kenntnisse in der Geschichte im einzelnen darzutun, ist demjenigen Teil vorbehalten, in dem ich seine militärisch-historischen Arbeiten behandele. Hier will ich nur erwähnen, daß er ebenso wie die literarischen

Neuerscheinungen auch die bekanntesten der damaligen Memoiren und die Korrespondenzen durchstudiert hat, wie: Lettre de l'Abbé Pinzo ou surnommé Clement XIV., Anectodes pour servir à l'histoire de Brandenburg, Memoires de Mr. de la Porte, premier Valet de chambre de Louis XIV. u. a. Ferner studierte Berenhorst geographische Werke und, dem Zuge der Zeit folgend, namentlich Reisebeschreibungen, so: „N. E. Klemans Reisen von Wien", „Nachricht von den neuesten Entdeckungen der Engländer in der Südsee durch das Schiff ‚The Endewar', welches von 68 bis 71 eine Reise um die Welt gethan"; daneben religiöse Schriften, wie Reinhards Predigten, Fenelons Werke, Luthers Schriften. Mit einer bewunderungswürdigen Akkuratesse exzerpierte Berenhorst alle die gelesenen Bücher in Hefte, sodaß wir über den Fleiß des Mannes staunen müssen.

Auch die antike Literatur zog er in den Bereich seines Wissens, denn mit großer Anteilnahme las er Ciceros Briefe, von denen er begeistert ist. (Vergl. Bülow II, S. 307.) Daß er sich auch nicht nur mit den Erzeugnissen der Dichter selbst beschäftigte, sondern auch mit Geschichten der Literatur, beweisen mir mehrere seiner Exzerpte. So las er z. B. „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Leipzig 1771/72". Alle damaligen hervorragenden Historiker sind ihm bekannt, er zitiert sie, besonders gern „den Schweizertacitus" Joh. v. Müller. Von allem, was Berenhorst las, bildete er sich ein eigenes Urteil. Dies zeigt mir eine Stelle, wo er gelegentlich der Rezension einer einseitigen Lutherbiographie sagt: „Von den Begebenheiten selbst ist mein Urtheil, daß Luther dem Anscheine nach wol kein solchen Plan als Schrödh (?) meint zu der Reformation entworfen; sie bleibt wie alle andern Revolutionen in den Regionen der Menschen ein Kind des Zufalls".

Daß Berenhorst sich besonders zur Philosophie hingezogen fühlte, ist bereits mehrfach aus meiner Arbeit hervorgegangen. Besonders war es hier die Person Kants, die ihn

anzog und in dessen Lehren er sich vertiefte, obwohl er, wie er einmal schreibt, ziemliche Mühe hatte, sich in dessen Gedankentiefe hineinzuarbeiten. Ferner beschäftigte er sich mit der Philosophie seines Landsmannes Mendelssohn, mit der F. H. Jacobis, dem Gegner Kants, mit dem universalen Denker Leibniz und mit Spinoza. Daß er sich mit Basedows und Lavaters philosophischen Ideen abgab, habe ich bereits früher hervorgehoben. *)

Das wären in kurzen Zügen die wissenschaftlichen Interessen Berenhorsts. Sehen wir uns jetzt nach seinem äußeren Leben um. Der Dessauer Hof der damaligen Zeit bot recht viel Anregungen. Es ist, als ob ein Abglanz des damaligen Weimarer Hofes auf ihn übergeströmt wäre, wie wir dies schon bei den Theateraufführungen gesehen hatten. Auch am Dessauer Hofe hielten sich allerlei bedeutende Leute auf, so der schon erwähnte Architekt Erdmannsdorf, der Vitruvübersetzer Aug. Rode (ein Verwandter Berenhorsts von seiner Mutter her), der dichterisch begabte Graf Waldersee, dann Behrisch und Matthison; es kehrten ferner dort häufig ein: Winkelmann, Georg Forster, Lavater, Elisa v. d. Recke und mehrere Male, namentlich in Wörlitz, Goethe, mit dem sich Berenhorst des öfteren längere Zeit unterhielt. (Vergl. über Goethes Aufenthalt in Dessau-Wörlitz. Hosäus: Mitteil. d. Anh. Geschichtsvereins I, 505.) Daß ein solcher Verkehr einen so geistig interessierten Mann wie Berenhorst mächtig anregte, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Z. T. verbanden Berenhorst mit den oben Genannten persönliche Beziehungen und manche, wie Elisa v. d. Recke, kehrte auch in seinem Hause als Gast ein, wo ja überhaupt der Besuch, bald der von Hugo aus Göttingen, bald der eines Bülow, Valentini, Massenbach, Spiecker nicht alle wurde, was bereits erwähnt war.

Daneben machte Berenhorst die offiziellen Diners, Hofbälle, Tees in Dessau und Wörlitz mit. Gehörte doch

*) Auch Voltaire und Toussaint entgingen ihm nicht.

z. T. die Leitung dieser Dinge, wie namentlich die der Sau- und Parforcejagden, zu seinen amtlichen Funktionen. Wer sich ein Bild von diesem äußeren Hofleben in Dessau machen will, der lese nur das am Weimarer Hof unter Carl August gepflegte in der Goethebiographie von Bielschowsky nach und übertrage das wesentliche auf Dessauer Verhältnisse: In derselben Weise lebte der kunstsinnige, mit Weisheit und Milde regierende Fürst Franz, der Freund des Weimarer Herzogs. Ueber das äußere Leben Berenhorsts orientiert uns das Tagebuch, das er führte, indem er Notizen in den Kalender eintrug, am besten. Diese Aufzeichnungen hat Hosäus publiziert in den Mitteil. d. Anh. Geschichtsvereins I, 190. Hier gibt Berenhorst regelmäßig am Tage einer Jagd die Stelle des Beginnes, des Halali und die Anzahl der erlegten Tiere an. (Vergl. über diese Parforcejagden in Dessau: Würdig, Chronik v. Dessau und Anh. Volkskalender.) Ueberhaupt erzählt uns Berenhorst in diesen Aufzeichnungen allerlei interessante Dinge, die Wäschke in seiner Geschichte der Stadt Dessau zur Grundlage der Darstellung jener Zeit gemacht hat und die Ströse — Berenhorst macht nämlich auch Bemerkungen über Wetter und naturwissenschaftliche Dinge — in den Mitteil. d. Anh. Geschichtsvereins nach der naturwissenschaftlichen Seite hin bearbeitet hat. Es seien hier einige angeführt:

12. Mai. Der Prof. Basedow angekommen.

16. Febr. 71. Abends ein weißes Nordlicht am Himmel. — Wird im Philanthropin die Kinder-Komödie aufgeführt.

1777. 26. Febr. Sauhetze auf der Mosigkauer Heyde in Gesellschaft des Majors von Kapphengst. Verschiedene Frauentzimmer aus Halle u. Leipzig und auch Studiosi aus besagten Orten. Ich lasse ein fünfjähr. Schwein auf meine Füchsin anlaufen. Abends werden besagte Studenten vorgestellt (bei Hofe!) Abends Vorstellung von Ariadne.

1779 — erscheint der Weltumsegler Forster der Sohn bei Hofe.

1783. 14. Juli. Der Herr von Archenholz (der bekannte!) wird bei Hofe vorgestellt.

31. Dez. Der Hertzog von Weymar verläßt uns wieder.

Frau v. d. Recke geht nach dem Louisium.

1806. 27. Jan. Oberst Massenbach bey uns Nach Wörlitz geritten und mit der Fürstin gespeist.

Prof. Hugo und dessen Frau bey uns. Zu Matthison nach Wörlitz.

Daß Berenhorst dann ferner noch Aufzeichnungen macht über das Anbringen von Straßenlaternen u. dergl. ist kulturhistorisch nicht uninteressant. Besonders für die Jahre 1806—13, wo er die Truppendurchzüge genau nach Regimentern bucht, die alle die strategisch wichtige „Dessauer Elbbrücke" passierten, erlangt Berenhorst geradezu die Bedeutung eines Chronisten durch diese Aufzeichnungen.

Ferner verzeichnet er mit großer Genauigkeit die Zeit der Apfelbaumblüte, des Weißdorns, der Weiden im Tiergarten bei Dessau, des Hollunders in seinem Garten. So z. B. „18. April 1779. Hier in meinem Garten beginnen die Tulpen aufzubrechen. 25. April 1775. In meinem Garten beginnt der große Birnbaum über dem Sitze zu blühen."

Und dann eine Fülle von Bemerkungen über den Eintritt des ersten Frostes, des Schnees, über das Hochwasser der Mulde und Elbe u. s. w. Diese Bemerkungen lassen uns einen Blick in das Gemüt dieses tief empfindenden Naturfreundes tun, der die Beschäftigung in seinem Garten viel mehr liebte, als die Freuden „der leidigen Jagd". Fast mutet uns hier Berenhorst wie ein mittelalterlicher Chronikenschreiber an, die ja auch alle solche Dinge aufzeichneten.

Wir haben noch nicht die Frage aufgeworfen: Wie sah Berenhorst eigentlich aus? Er wird uns von seinen Zeitgenossen als ein Mann von hohem festen Körperbau mit militärischer Haltung geschildert, dabei erfreute er sich in seinen Mannesjahren einer kernigen Gesundheit. Von allen, die ihn sahen, wird er als schöner Mann bewundert. Diesen

Eindruck hat auch in mir ein Jugendbild hervorgerufen, das ihn als Leutnant darstellt und wo sein Gesicht einen heiteren, kecken Ausdruck hat — im Besitz des Hauptmanns K. v. Berenhorst.

Erst recht spät, im Jahre 1781, verheiratete sich Berenhorst und zwar recht unglücklich; denn die Frau betrog ihren Ehegatten in der schändlichsten Weise. In den „Selbstbekenntnissen" sagt er: „Da ich lange Zeit vergebens nach einem Subjekt gesucht hatte, griff ich endlich aufs Geratewohl drein, ohne auf Stand und Vermögen zu sehen. Ich nahm eine Person vom Lande, einige zwanzig Jahre alt. Der bald sich äußernde Erfolg war, daß ich das große Loos der ganzen Lotterie an Korruption und Schande gezogen hatte. Nach Verlauf von ungefähr 16 Monaten mußte die Ehe durch einen Rechtsspruch für ungültig erklärt werden." Das zweite Mal verheiratete sich Berenhorst am 26. Oktober 1783 mit einem Fräulein v. Bülow, die mit ihrer Mutter, der Witwe eines sächsischen Kavallerieoffiziers, in Cöthen damals wohnte.*)

Berenhorst bezog mit seiner jungen Frau ein schönes, großes Haus in der heutigen Franzstraße in Dessau, nahe bei dem sogenannten Rondel, das übrigens in seinem ganzen Aussehen und inneren Einrichtung dem Goethehaus in Weimar ähnelt und eben den Typus des damaligen Aristokratenhauses darstellt. Aus dieser äußerst glücklichen Ehe stammten sechs Kinder, ein Sohn und fünf Töchter. Vier Töchter verheirateten sich, während die eine, Eugenie, zum tiefen Schmerze des Vaters bereits 1796 starb. Der Sohn machte den Feldzug 1813—15 als österreichischer Husarenleutnant mit und wurde nach seinem 1817 genommenen Abschiede Geheimer Kabinettsrat in Dessau.

Im Jahre 1790 legte Berenhorst seine Amtsgeschäfte nieder, vor allem wegen seiner Schwerhörigkeit, die er sich

---

*) Im handschriftlichen Material fand ich auch Brautbriefe der Genannten, ebenso Briefe in Sachen der Ehescheidung, doch sehe ich von einer Mitteilung dieser als zu weit weg führend ab.

durch einen schnellen Ritt von Wörlitz nach Dessau zugezogen hatte. Er sagt darüber in seinen „Selbstbekenntnissen“:

„Mit dem Jahre 1790 wurde ich des öffentlichen Lebens, und noch mehr des Hoflebens unherstellbar müde; meine geistigen sowie meine physischen Kräfte versagten sich aller ferneren Spannung. Zu meinem blöden Gesichte hatte sich nun seit einigen Jahren ein starker Abgang des Gehörsinnes gestellt; Ursachen genug, sich in einem Alter von 57 Jahren zurückzuziehen.“

Mit regem Eifer widmete sich nun Berenhorst völlig den ihm so lieben Wissenschaften. Vor allem beschäftigte er sich fortan mit zwei Dingen: der Beobachtung der damaligen gewaltigen historischen Ereignisse, die sich sämtlich in charakteristischer Weise in seiner damaligen Korrespondenz wiederspiegeln, und der Kantschen Philosophie. In seinen „Selbstbekenntnissen“ ruft er, auf diese Zeit abzielend, aus: „Bei der nun wiedererlangten Muße, wie hätte die Kantsche Philosophie meine Aufmerksamkeit nicht beschäftigen sollen?“ In Dessau, das er früher noch gelegentlich zweier größerer Reisen verlassen hatte, nämlich im Jahre 1778, um nach Stettin zu reisen, wo der Prinz Hans Jürge als preußischer Offizier stand (Dez. 1777 bis März 1778), und im Jahre 1788 als fürstlicher Begleiter in Karlsbad — von beiden Reisen hat er uns interessante Briefe hinterlassen — blieb er nun ständig; nur in die allernächste Umgebung, wie Cöthen und Zerbst, dehnte er seine Reisen noch aus.

Die vielen Kriege, die nun jetzt in Europa anhuben, waren garnicht nach dem Geschmack Berenhorsts; denn er war einer von den vielen Geistern der damaligen Zeit, die, unmittelbar am Vorabend der großen Kriege, von einem ewigen Weltfrieden träumten. Von seiner eben erwähnten Stettiner Reise schreibt er angesichts des Bayrischen Erbfolgekrieges bereits an Fürst Franz: (Ungedrucktes Material; vom 9. Febr. 1778.)

„Meine Seele schwebt und leidet zwischen starken Besorgnissen und schwachen Hoffnungen, täglich wird der

Anschein zum Kriege größer und die Vermutung geringer, daß der Herrscher der Erden, doch um ein kleines Stück Land doch nicht abermals anheben werde, die arme ihm anvertraute Heerde zu schlachten und zu zerfleischen.“ Dann folgen die mystischen Worte: „O Jahr Zweytausend zweihundert vierzig, wie bist du noch so ferner! indeßen komm nur, und sei nicht etwa gar Chimäre! so werden doch glückliche Generationen dich sehen . . . . . .“

Cap. III.

Aus diesem Briefe können wir ersehen, daß Berenhorst den Krieg als etwas durchaus Unnötiges und Kulturfeindliches ansah, und diese Stimmung ist es auch, die in seinem Hauptwerke, den: „Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit“, die leitende ist. Da dieses Werk in der Zeit, nachdem sich Berenhorst von seinen Geschäften zurückgezogen hatte, entstanden ist, so will ich jetzt meinem mit dem Hauptgrundzug dieses bereits vertrauten Leser in die Bekanntschaft einführen. Berenhorst schrieb es von 1795 zu 96 und sagt in den „Selbstbekenntnissen“ über die Entstehung: „Gleich mit Anfang des vorigen Jahres, bis in den April des jetzigen, beschäftigte mich die Ausarbeitung einer Schrift über die Kriegswissenschaften, eine gewissermaßen Kantsche Kritik derselben. Die nicht üble Absicht, den Herrschern das Kriegführen zu verleiden, aber auch Träume von Schriftstellerruhm leiteten mich. Ich las und dachte fast nichts Anderes, als was dahin gehörte. Mein Beten war philosophisch heller als je, aber mit weniger Herzlichkeit und Salbung des Geistes.“

Wohl kaum ein Werk historisch-politischen Inhalts, das in der damaligen Zeit erschien, hat ein größeres Aufsehen erregt, als diese Betrachtungen über die Kriegskunst. Aus

den vielen Rezensionen, die ich aus der Feder hervorragender Militärs jener Zeit — z. B. des als Professor für Kriegskunst in Göttingen angestellten Oberstleutnant Müller — in der Hand gehabt habe und die in Archenholz: Minerva, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, Allgemeinen Literaturzeitung, Kaiserl. privelig. Hamburgische Zeitung stehen, ersieht man, daß das Erscheinen der „Betrachtungen" damals als ein gewaltiges Ereignis betrachtet wurde. Die einen Drang nach Bildung in sich spürten, ergriffen dies Werk. Wenn jetzt dieses Buch nur noch verhältnismäßig wenig gekannt wird, so kommt dies daher, weil die „Betrachtungen" durch Clausewitz' klassisches militärisches Werk weit überholt sind, und daher niemand mehr auf diesen „Vorläufer" des Clausewitz zurückgreift.*) Wer sich einen Begriff machen will von dem Aufsehen, das dies Buch erregte, der lese den schon öfter zitierten Vortrag des Oldenburgischen Generals Moste aus dem Jahre 1861,**) der von den Betrachtungen ganz hingerissen ward.

Daß Berenhorst imstande war, ein gutes Werk über Kriegsführung zu schreiben, ist uns, die wir seine universellen wissenschaftlichen Interessen kennen, wohl kaum wunderbar und zumal, da er ein so genauer Kenner des Krieges war. Berenhorst gab seine Schrift 1797 ohne Namensnennung heraus, nachdem er sie dem bekannten Buchhändler Nicolai-Berlin durch Vermittlung seines Freundes Buttmann geschickt hatte, der sie indessen ihrer antifriderizianischen Tendenz wegen ablehnte. Ein Zufall führte zur Entdeckung des allzu bescheidenen Autors. Der als Prinzenlehrer bereits genannte Superintendent de Marées in Dessau entdeckte die Handschrift, die Berenhorst gerade einbinden ließ, beim Buchbinder und machte sofort bekannt,

*) Vergl. die Ankündigung des Erscheinens der 3. Aufl. im Monatsblatt für gebildete Stände 1827 Nr. 239, wo ausgeführt wird, daß es mit Clausewitz das klassische Werk über den Krieg sei — noch 1827!

**) Auf den hervorgerufenen Eindruck komme ich noch später, wenn ich Literatur über die „Betrachtungen" behandele.

der Dessauer Oberhofmeister v. Berenhorst sei der Verfasser und nicht die vielen Offiziere, die man als Autoren vermutete. Erst in den späteren Auflagen wurde Berenhorsts Name angegeben. Ich kann mich nun hier nicht auf eine eingehende Behandlung des Buches einlassen, dies soll vielmehr einer späteren, größeren Schrift, die auch das unedierte briefliche Material noch mehr heranzieht, vorbehalten sein. Hier will ich nur die Hauptideen herausstellen und dann noch auf einige Einzelheiten hinweisen.

Wir hatten aus Berenhorsts militärischer Laufbahn gesehen, daß ihm das Soldatenleben der damaligen Zeit, die rauhe Soldatenbehandlung, der etwas rohe Umgangston der Offiziere wenig behagte, ja wir können ruhig sagen, ihm war der Militärberuf wegen der damals bestehenden Verhältnisse, die sein human fühlendes Herz abstießen, eine Last, wie jeder Leser der Proben aus der mitgeteilten Feldzugskorrespondenz ersehen hat. Weshalb er ja darnach trachtete, möglichst schnell wieder vom Militär loszukommen. Dazu kam, daß bei seinen wissenschaftlichen Studien vor allem Rousseau — denken wir an seine „Selbstbekenntnisse"! — und dessen Gesinnungsgenosse Basedow in fundamentaler Weise auf ihn einwirkten. So hatte denn Berenhorst die ganze Fülle der damals die Welt beherrschenden philanthropischen Ideen in sich aufgenommen. Daher kam er zu dem Ergebnis, das gewissermaßen das Motto seiner Schriften bildet: Der Krieg ist zu nichts nütze, welche Fülle von Segen könnte auf ein Land strömen, wenn man die für Militär aufgebrachten Mittel für humane Zwecke verwendete, „wieviel Menschenglück hätte man damit begründen können!" Berenhorst hat also hier dieselben Gedanken, wie die jetzigen Apostel des ewigen Weltfriedens — er jedoch als Kind seiner dazu angeregten Zeit. So kämpft denn Berenhorst zunächst gegen das stehende Heer an; denn dies Werkzeug verführe die Herrscher nur zum Kriegführen, und fordert ein Volksheer, das nach dem Grundsatze, den Fichte später in Berlin aussprach: „Nicht die Gewalt der Armeen, noch die Tüchtigkeit

der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erringt", fechten sollte. Die Zeitgeschichte gab Berenhorst hier recht, denn die ganze Welt sah doch damals mit erstaunten Augen, daß die ungeordneten, aber begeisterten Scharen der Franzosen die wohldisziplinierten Heere der Preußen und Oesterreicher in die Flucht schlugen. Unter dem Eindrucke dieser französischen Siege bildete jedenfalls Berenhorst seine Gedanken: Weg mit den stehenden Heeren!

Mit seiner Abneigung gegen den Krieg hängt eng zusammen, daß er eine Kunst der Kriegsführung, die man damals maßlos hochschätzte, nicht anerkennen will, sondern erklärt, der Zufall sei für den Sieg — neben der Begeisterung eines Heeres — das ausschlaggebende Moment. Er weist im einzelnen nach, daß die wohlüberlegten Pläne eines Friedrich an den vielen unvorhergesehenen Zufällen gescheitert seien und es somit eine „Kriegskunst" nicht gäbe. *) In solch auffälliger Weise hatte ihn also das Humanitätsideal und seine Opposition gegen die „bezahlten Sklavenheere" in die Irre geführt.

Nun noch einiges Spezielle! Berenhorst ist ein Feind der Lineartaktik. Er wünscht einerseits eine bessere und individuellere Schießausbildung der einzelnen Soldaten und will — man vergleiche Napoleon! — das Feuergefecht bereits zerstreut gestalten, obwohl er daran denkt, daß es fast unerreichbar wäre, aus einem deutschen Bauern einen leicht beweglichen Soldaten zu machen, die Franzosen hätten dies viel leichter. Aus dem Paradesoldaten der friderizianischen Zeit, der stumpfsinnig auf Kommando feuert, soll ein das Terrain benutzender, denkender Einzelkrieger werden. Das Bajonett, mit dem Berenhorsts Vater so Großes erreicht hatte, soll abgeschafft werden, es sei eine zu große Halbheit, und dafür solle die Pike eingeführt werden, mit der die zum Sturmangriff

*) Daß hier Friedr. d. Gr. selbst verwandte Ansichten hatte und den Zufall nicht nur im menschlichen Leben, sondern auch beim Kriegführen hoch einschätzte, beweist: Zeller: Friedr. d. Gr. als Philosoph. 1886. S. 51.

bestimmten Soldaten zu bewaffnen seien. Ferner wendet sich Berenhorst gegen den übertriebenen Drill und vor allem gegen die in der preußischen Armee herrschende Prügel. Die vielen kleinen damaligen Exerziermätzchen und die Akkuratesse, daß z. B. die Halsbinden alle ganz gleich hoch seien, worauf Friedrich sehr achtete, macht er lächerlich — mit Unrecht; denn solche Kleinigkeiten gehören eben zu einem exakten Militärdienst.

Statt der Offiziere und Unteroffiziere, die jetzt Schinder der Soldaten seien, fordert Berenhorst solche, die sich als Lehrer ihrer Untergebenen fühlen. Dann kämpft Berenhorst gegen verschiedene Voreingenommenheiten, die damals zu Unrecht in der preußischen Armee herrschten, an, z. B. die geringschätzige Einwertung der Artillerie, deren Bedeutung Berenhorst namentlich gegenüber den Anhängern der sogenannten Katapultidee verteidigt, d. h. solchen Leuten, die behaupteten, die römischen „tormenta“ hätten besser als die Pulverkanonen gewirkt und deren „Wiederbelebung“ forderten; ferner gegen die befolgte Praxis, nur adlige Offiziere, mit Ausnahme der Artillerie, der Pioniere, der Husaren und der leichten Infanterie, in die Armee einzustellen. Hier erzählt Berenhorst von vielen Studenten, die aus Begeisterung als Gemeine eintraten, sich so auszeichneten, daß sie Offiziere wurden, und deren Los dann nach dem Kriege Entlassung oder Versetzung im günstigsten Falle in ein Garnisonregiment war — zweifellos eine Härte Friedrichs. Eine Hauptmahnung Berenhorsts ist sodann, das Heer solle nicht für den öden Paradedrill erzogen werden, sondern für den Kampf. Schon die jungen Offiziere sollen größere Truppenmassen befehligen lernen und nicht im Kleindienst ersticken. Die Offiziere sollten gemeinsame Reisen unternehmen, um die Benutzung des Terrains genau zu studieren. Ferner meint er, man solle die Generalsstellen beschränken und sich junge, fähige Köpfe für diese aussuchen. Daß auch hier das Jahr 1806 Berenhorst z. T. recht gab, beweisen die vielen „alten Federbüsche“, die mit an den damaligen Katastrophen

schuld sind. Wenn wir die Hauptsachen aus dem Buche zusammenstellen, so fehlt noch ein hervorstechender Zug, das ist Berenhorsts starke Animosität gegen Friedrich. Wir wissen allerdings, daß Friedrich gegen seine Umgebung bisweilen barsch war und daß er sehr seine Launen hatte, aber wir müssen hier sagen, daß Berenhorst sich von seinem persönlichen Eindruck wohl zu sehr hat hinreißen lassen und Friedrichs Taten zu gering einschätzt — eben veranlaßt durch seine bösen Erfahrungen als Adjutant des großen Königs. Wir wissen ferner, daß die damalige Zeit, enttäuscht von seinem Nachfolger, Friedrich geradezu vergötterte, und daß es daher Berenhorsts Tendenz ist, den allzu hohen Ruhm Friedrichs abzuschwächen; allerdings schoß er dabei über das Ziel hinaus. (Vergl. Dohm, „Denkwürdigkeiten", der den übertriebenen Friedrichskult schildert und auch meint, Berenhorst habe dem entgegentreten wollen.) Da wir die beiderseitigen Beziehungen zwischen Friedrich und Berenhorst von früher her kennen, so ist uns die Beurteilung Friedrichs seitens Berenhorst vollauf psychologisch verständlich, und die „Betrachtungen" sind uns deshalb interessant, weil wir Friedrich hier auch mal von einer andern Seite geschildert sehen. Trotzdem können wir Berenhorst, wie dies auch Koser in seiner Gesch. Friedr. d. Gr. II. 500 tut, als einen der vielen Mißvergnügten aus dem Heere Friedrichs auffassen.

Nachdem wir also die Grundgedanken des Lebenswerkes Berenhorsts kennen gelernt haben, will ich jetzt anführen, was eine Autorität in den militärischen Fragen dieser Zeit, wie v. d. Goltz, über dies Buch sagt: (In seinem prächtigen Werke: Von Roßbach bis Jena.)

„Diesen geistvollen, allerdings etwas galligen Schriftsteller hört man oft mit Unrecht anklagen, er habe nur am Alten gerüttelt, aber das Neue nicht angegeben. Abgesehen davon, daß er bei jeder Gelegenheit die moralischen Grundlagen bezeichnet, auf denen die Soldatenerziehung beruhen solle, hat er auch dem organisatorischen Gebiete seine

Aufmerksamkeit zugewendet. Er verlangt mit großer Bestimmtheit volkstümliche Gestaltung des Heerwesens.“

Wer dies Werk v. d. Goltz durchstudiert, wird finden, daß Berenhorst gerade die Uebelstände, die v. d. Goltz als diejenigen, die zur Katastrophe führten, angibt, zuerst klar erkannt hat, so z. B. die Unkenntnis der Offiziere gegenüber andern Waffengattungen, die geringe Felddienstübung der Truppen, das zu hohe Alter der Generalität, das übertriebene Exklusive der Offiziere gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft. Meine früher gemachten Angaben über die begeisterte Aufnahme des Werkes werden durch die bei Goltz S. 341 (Ausg. v. 1906) gemachten Angaben ganz wesentlich kommentiert.

Wer sich ferner über Berenhorsts militärische hohe Bedeutung informieren will, der lese über ihn in Max Jähns: „Geschichte des Kriegswesens“ nach, wo von ihm ganz ausführlich gehandelt ist, und wo die Besprechung über unsern Autor mit den Worten eingeleitet wird: „Eine Persönlichkeit ersten Ranges ist G. H. v. Berenhorst“ und es ferner heißt: „Seine Kritik, die selbst vor Friedrich nicht halt machte, blendete viele — seine Polemik gegen die stehenden Heere war der Geistesrichtung sehr willkommen. Kein Buch ward so gelesen, wie die „Betrachtungen“, man schrieb sie Schlieben zu. Der alte Berenhorst war ein herzhafter Feind des Schematismus und Methodismus, jeder Abweichung von Einfachheit, Natürlichkeit, Klarheit und Wahrheit. Daß er in manchen Stücken zu weit ging, darf ihm, der eine ganz neue Richtung einschlug, nicht zu schwer angerechnet werden.“ (Worte von v. d. Goltz.)

Sehen wir uns nun einmal das damals so bekannte Buch näher an!

Es gibt uns in zwanzig Kapiteln eine nach damaligen Begriffen vollständige Systematik des gesamten Militärwesens. Die ersten sieben Kapitel enthalten eine historische Uebersicht der Geschichte des Kriegswesens bis zu Friedrichs Zeiten, eine Partie des Werkes, die man noch 1840 als

das beste, was über diesen Gegenstand geschrieben sei, bezeichnete. *)

Im Abschnitt I behandelt Berenhorst mit großer Sachkenntnis das Kriegswesen der Griechen und Römer, sodaß man hier die Belesenheit des Autors bewundern muß. Es beginnt übrigens das Werk mit den bezeichnenden Worten: „Nachdem die Menschen sich lange genug mit Knütteln und Keulen todt geschlagen hatten, machten sie sich Schwerter und Spieße.“ Abschnitt II behandelt das Mittelalter und die Einführung des Feuergewehres. Die Taktik der Ritter, ihre Ausrüstung, die Verluste in den Schlachten werden anziehend dargestellt. Abschnitt III schildert das Militärwesen zur Zeit des 30jähr. Krieges. Trefflich ist hier III. Aufl. S. 18 eine prächtige Charakteristik Gustav Adolfs und dessen Neuerungen im Kriegswesen, von der jeder Historiker lernen kann. Richtig sieht Berenhorst im 30jähr. Kriege den ersten modernen. Auch sonst sind die Heere der damaligen Zeit anschaulich geschildert. Im Abschnitt IV sind die Franzosen unter Ludwig XIV. behandelt. Gerade hier wird auf das Bedenkliche der stehenden Heere hingewiesen, da anerkanntermaßen dieser Herrscher die Heere mißbrauchte. Auch legt Berenhorst dar, wie sich die Gewehre immer mehr vervollkommneten. Die S. 33 gegebene Entwicklung des Festungskrieges ist besonders gelungen. Dann tadelt unser Autor die mißbräuchliche Anwendung der damaligen Kavallerie als einer berittenen Infanterie, die sich scheute, Attacken zu reiten. Von dieser sagt er S. 34: „Noch nach dem 7jähr. Kriege gab es alte Generale der Kavallerie, die rasche Attacken über Stock und Pflock, wo nicht für Fanforonaden, doch wenigstens für halsbrechend ausgaben; was sie denn wohl auch mitunter sind: darf jedoch eine solche Rücksicht bei einem solchen Handwerk in Betracht kommen?“ Aus-

*) Vergl. übrigens für das folgende die genaue Inhaltsangabe bei Max Jähns, Gesch. d. Kriegswesens III, obwohl diese mehr für Offiziere geschrieben ist, während meine eine Einführung darstellt.

führlich wendet sich sodann Berenhorst der ritterlichen Art Karls XII. zu.

Im Abschnitt V faßt Berenhorst nunmehr alles zusammen, wodurch die Taktik seither vorwärts gekommen sei, auch gibt er hier eine Entwicklung des Offizierstandes und eine lang ausgesponnene Beschreibung der damaligen Exerzierformen. Alles Dinge, die einmal einer erneuten eingehenderen Behandlung wert wären. Der Abschnitt VI ist Preußen gewidmet; er beginnt mit einer knappen, historischen Entwicklung der preußischen Kriegsmacht; besonders wird hier rühmend Friedrich Wilhelms I. und des Alten Dessauers gedacht. In ganz vorzüglicher Weise wird uns das Militärleben zu dieses Soldatenkönigs Zeiten beschrieben. Diese Schilderung verdiente in den Schullesebüchern abgedruckt zu werden. Dann kommt Berenhorst zu einer Besprechung der militärischen Taten Friedrichs II. Eine seinen Standpunkt diesem Herrscher gegenüber charakterisierende Stelle, als er von der Mollwitzer Schlacht spricht, lautet: „Dem Zurückforderer Schlesiens war, bei dem Getümmel der Reiterei die Hoffnung des Besitzes verschwunden; kein Wunder bei einem Neuling mit Dichterimaginationen.“ Abschnitt VII ist Friedrich ausschließlich gewidmet. Berenhorst erzählt hier, Friedrich habe sich seinen Offizieren gegenüber recht exklusiv benommen — nur Obersten, und auch nur spärlich, lud er zur Tafel — und sich nicht als Kamerad, wie sein Vater, gefühlt. Welch große Rolle Berenhorst dem blinden Kriegsgeschicke zuweist, als Leugner jeglicher Kriegskunst, zeigen die folgenden Zeilen, wo er die Schlacht bei Soor bespricht: „Sobald sein Gegner ihn darin wußte, machte er sich mit seinem viel stärkeren Heere, von allen Regeln der Kunst geleitet, auf, umzingelte das kleine feindliche, und griff es an. Wenn in diesem Augenblick ein Mann, wie etwa Puysegur, in einem Luftballon über Beiden geschwebt hätte, so würde er gesagt haben: Ich urtheile nach den Grundsätzen — die Preußen müssen geschlagen und gefangen werden. Aber nicht also das Schicksal. Mit den ersten Stückschüssen begannen die Geister der Heere

und die blinden Zufälle auch ihr Gefecht. Die Preußen siegten, der Kunst zum Hohne, und Karl ward da geschlagen, wo diese ihm Kränze flocht."

Obwohl Berenhorst kein Freund Friedrichs ist, erkennt er dennoch auch Verdienste von ihm an, so lobt er den großen König als Neugestalter der preußischen Reiterei S. 70, für welche Truppe weder Friedrich Wilhelm I., noch Leopold von Dessau Interesse gehabt hatten.*) Friedrich war der Schöpfer der leichten Kavallerie, vor allem der Husaren.**) Was ferner Berenhorst über die gesamte Einrichtung der preußischen Armee sagt, ist viel umfassender als das, was hierüber in der bekannten Schrift von Archenholz: „Gemälde der preußischen Armee" steht. VIII. Abschnitt behandelt den Marschall von Sachsen. Berenhorst tritt hier gegen die schon erwähnte Forderung auf, man möge die alten römischen „tormenta" wieder einführen und entwickelt eine ganz hervorragende Sachkenntnis der Katapulte. Er belegt seine Ansicht, daß man diese Wurfmaschinen in der Feldschlacht nur ganz vereinzelt gebraucht habe, mit Zitaten aus Polybius, Plutarch, Tacitus und Caesar. Moritz von Sachsen war ein Feind des Feuerns, seine Devise war: „Vorgehen mit den blanken Waffen" und kein Kämpfen mit den „schwarzen". Daher ist er der Mann Berenhorsts, der einmal in seinen Aphorismen gesagt hatte: „Drauf! drauf! die alte Losung der Schweden unter Karl XII., der Preußen in ihren ersten Kriegen ist der Kern, die Quintessenz der ganzen praktischen Kriegskunst." Mit den Maßnahmen von Moritz ist Berenhorst stets einverstanden, er stellt ihn weit über Friedrich.

Nachdem unser Autor nunmehr eine historische Entwicklung des Militärs bis auf seine Zeit gegeben hatte, behandelt er im Abschnitt IX: „Ein Krieg". In recht auschau-

*) Auch lobt Berenhorst bei jeder sich bietenden Gelegenheit Friedrichs eminente Arbeitskraft, „keinen Augenblick ließ er unbenutzt verstreichen".

**) Obwohl die ersten Husarenabteilungen bereits von Friedrich Wilhelm I. gegründet sind.

licher Weise wird uns in diesem Kapitel das gesamte Leben und die Fechtweise des preußischen Heeres vorgeführt, belegt durch allerlei Beispiele aus den Schlachten des Siebenjähr. Krieges. Diese Partieen haben für die Geschichte dieses Krieges einen ganz entschiedenen historischen Wert. Im X. Abschnitt wirft Berenhorst die Frage auf: „Was bestimmte den Ausschlag?“ In diesem Kapitel ist nun im wesentlichen der Gedanke ausgeführt, der ja der hervorstechendste ist: der Zufall und das Glück, das ja in der Tat Friedrich manchmal sekundierte, verhalfen ihm zum Erfolge, nicht seine große Feldherrnkunst. Von den interessanten Details dieses Teiles sei nur der Satz hervorgehoben über Friedrichs vermeintliche Einschätzung des Offizierkorps: „Was die Offiziere anlangt, so merkten die einsehenden endlich wohl, daß ihr philosophischer Feldherr sie als bloße Werkzeuge betrachtete, die der Künstler bei Seite wirft, wenn sie stumpf werden.“ Im Abschnitt XI — mit der Ueberschrift: „Bewandtnisse und Erscheinungen“ — führt Berenhorst aus, daß das ganze damalige Kriegswesen maschinenmäßig sei, die Soldaten wären die reinen maschinellen Puppen. Nur den — meist von Friedrich eingeführten — leichten Truppen, wie Husaren, Jägern, Freikorps und der echt friderizianischen reitenden Artillerie gesteht Berenhorst die Freiheit des selbständigen Handelns zu. Recht interessant wäre es, einmal näher auszuführen, was Berenhorst über diese Soldaten, die schon zur Gefechtsweise eines Napoleon langsam überleiten, sagt.*) Doch davon vielleicht später einmal.

„Namen“ heißt die Benennung von Abschnitt XII. Berenhorst rühmt eingangs Prinz Heinrichs große Feldherrnkunst, der im Gegensatz zu seinem Bruder Großes geleistet habe. S. 125 sagt Berenhorst: „Während Friedrich umherzog, anrennte, zurückzog, behauptete Heinrich die sächsische

*) Zumal sich die Versuche mit diesen Truppen unter seinen Augen vollzogen, während sie Friedrich bildete.

Erde und verhinderte, daß sie Beide nicht vom Boden aufgehoben und in der Luft erdrückt würden. Wenig solcher Brüder liefert die Geschichte, wo der eine dem andern so nahe stand, so sehr ersetzen, so sehr ausfüllen konnte. Eigensinn des Schicksals hatte aus Zweien nicht Einen machen wollen, nur keinen sonder Beispiel begünstigten Sterblichen zu bilden.“ Des weitern schildert der ehemalige Adjutant seinen Prinzen Heinrich als einen Meister der Terrainbenutzung. In treffender Weise werden sodann die Feldherren: Seydlitz, Ziethen, Fouqué, Moritz von Dessau, Ferdinand von Braunschweig, die Berenhorst alle aus persönlichem Umgange kannte und deren Aktionen er gesehen, charakterisiert. Hier bietet unser Autor eine Menge des Neuen.

Abschnitt XIII „Kenntnisse, Charakter und Schicksale der Kriegsleute“. Berenhorst legt zuerst dar, wie man im 30jähr. Kriege zum Führer avancierte, durch Ansehen bei den Truppen, und gibt dann eine Entwicklung des Offizierstandes, der in unserm Sinne bei den stehenden Heeren sich bildete. Er kommt sodann auf die Einführung der Uniform, das Tragen dieser durch Fürsten, dann ferner das nach dem Siebenjähr. Kriege Mode gewordene Anlegen von Uniformen von Förstern, Postbeamten u. s. w. zu sprechen. Darauf folgt eine längere Darlegung über die Beziehungen der Fürsten zu ihren Heeren und daran anschließend beschreibt Berenhorst die Mißstände der damaligen Heere, nämlich ungenügende Bildung der Offiziere, — diesem Uebelstande helfen auch die neu errichteten Kadettenschulen nicht ab, das leidige Duellwesen, das Spiel und den Hang zum Trinken — alles Dinge, „die entstehen müssen, wenn junge Leute, wie die Offiziere, im Frieden nichts Rechtes zu tun haben“. Auf die interessanten Einzelheiten kann ich hier leider nicht eingehen. In diesem Abschnitt kennzeichnet jedoch Berenhorst seine Stellung zu Friedrich dem Großen, indem er sagt: „Noch ein anderer günstiger Beurtheiler meiner Schrift ist der Meinung, ich wäre überhaupt zu hart gegen Friedrich; ein Beweis, wie sonderbar man gewohnt ist, sein

unbedingtes Lob zu vernehmen. . . . . Wohlbetagt, mit meinem Schicksal höchst zufrieden, liegt meine, und meines ehemaligen Gebieters Zeit weit hinter mir; in das eintönige Rufen: übergroß und einzig war Friedrich! kann ich jedoch nach Kenntniß und Augenschein unmöglich einstimmen . . . . . Friedrich II verdient als Regent, wegen Standhaftigkeit, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit, nützlicher Anwendung eines Theiles der Schätze des Staates — als Privatmann wegen vortrefflichen Gebrauchs der Zeit, und den dadurch erworbenen Umfang seiner Kenntnisse Bewunderung und Nachfolge. Bei manchen andern Mängeln bleibt sein Charakter zweideutig.“ Abschnitt XIV hat dasselbe Thema wie XIII. Berenhorst geißelt in diesem Kapitel mit Sarkasmus die Auswüchse des damaligen Heereswesens, wie: Ungerechte Avancements bei den Offizieren, die schlechte Qualität der Soldaten — Ausländer und der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, daher denn auch die Desertionen, wozu auch der geringe Sold ganz wesentlich beitrug, ferner das falsche Kantonsprinzip, die gräßlichen Strafen, die Berenhorsts philanthropischem Geiste zuwider waren. Damals kam in der Armee der Typus des gelehrten Offiziers auf — angeregt durch Friedrichs Beispiel. Jedermann manövrierte im Geiste mit Armeen, sodaß der alte Möllendorf ausrief: „Generale in der Einbildung haben wir vollauf, aber es fehlt an tüchtigen Hauptleuten und Leutnants!“ Berenhorst verdammt ferner Friedrichs Bevorzugung des Adels, indem er ausführt: „Wer eine gewisse Politur durch Erziehung und Geld hat, ist adlig.“ *)

Im folgenden macht Berenhorst genaue Angaben über Stärkeverhältnisse der preußischen Armee zu verschiedenen Zeiten — namentlich beim Tode Friedrichs des Großen — und erzählt, mit welcher Liebe man Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritte entgegengesehen habe. Dann ent-

*) Hierbei ist ganz interessant, daß Friedrich aber eine große Abneigung gegen Grafen hatte, die er, wie Berenhorst an Beispielen zeigt, argwöhnisch ansah.

wickelt er den Plan, wie er sich eine gute Armee denkt. Berenhorst fordert eine sogenannte Rahmenarmee, d. h. eine solche, von der in Friedenszeiten nur wenige Stammtruppen unter der Fahne gehalten werden, die aber im Ernstfalle durch Miliz ganz wesentlich verstärkt wird. Hat hier nicht Berenhorst schon ahnenden Geistes unser modernes Heer mit seinen Reserven und Landwehrverbänden, die der friderizianischen Zeit unbekannt waren, vorausgesehen? Er spricht seine Gedanken konzentriert in dem Satze aus: „1000 muthige Soldaten, hinter ihnen die doppelte Anzahl zweckmäßig bewaffneter, von Zorn entflammter, nothdürftig abgerichteter Bauern, ich möchte sie sehen gegen Verheerer jeder Art ein Stück Land vertheidigen, auf welchem sie alle Fußsteige, Schliche zwischen Bergen, wie durch Waldungen, Bäche, Teiche und Sümpfe kennen, und sich dieser Ursache wegen daselbst und so unterstützt unüberwindlich glauben."

Nach Berenhorst entscheidet also einen Krieg: die Begeisterung eines Volkes in Waffen, von Söldnerheeren, deren Mängel er selbst gesehen hatte, wollte er nichts wissen. Ich erblicke jedenfalls in seinen Vorschlägen die Rudimente unserer jetzigen Heeresergänzung. Daß auch Berenhorst Benutzung des Terrains empfiehlt, was M. Jähns bestreitet, läßt ihn auch als einen Offizier erkennen, der über die Taktik des Siebenjähr. Krieges hinausgeschritten ist. Abschnitt XV handelt von der „Preußischen Schule". Berenhorst tadelt die Exerzierübungen, wie sie in Preußen Sallern — v. Saldern — eingeführt habe, die Schnelligkeit des Schießens, er lobt die vorzügliche, von Seydlitz ausgebildete Kavallerie. In heftigen Worten wendet er sich gegen den Paradedrill, auf das Feldmäßige solle die Ausbildung abzielen. Dann hebt er das Unbequeme der Kleidung und die dadurch bedingte unnatürliche Körperhaltung der Soldaten, die unzweckmäßige Bewaffnung hervor und kritisiert die verschiedenen Arten des Feuerns, wie Pelotonfeuer, das Feuern im Avanzieren, die Rückzugsmanöver, das Durchziehen der Treffen, die ver-

schiedenen Wendungen und Schwenkungen, den Contremarsch, das Ziehen beim Avanzieren, die Carreebildungen u. a. — das ihm eben alles zu theoretisch und für die Praxis ungeeignet erscheint. Der österreichische Vertreter dieser Exerziertaktik war Lascy. Diesem ist daher Abschnitt XVI gewidmet.

Berenhorst vergleicht hier die österreichische und preußische Exerzierordnung und setzt an den Oesterreichern etwa dasselbe wie an den Preußen aus: gekünstelte Exerzierplatzfechtarten und -Marschübungen und ganz naturwidrige Uniform. Abschnitt XVII handelt über die „Herbstmanöver und Anarchasis". Hier werden uns recht anschaulich die Manöver bei Potsdam, die ja Friedrich eingeführt hatte, geschildert, die sich aber bei den Offizieren nicht allzu großer Beliebtheit erfreuten; denn an einer Stelle heißt es: „Zagend bezog mancher alter braver Stabsoffizier das Manöverlager, wo er mit weniger Beklommenheit, statt Scheingefechte, lieber reelle bestanden hätte und schöpfte nicht eher freien Athem, als bis er — diesmal unabgedankt — in seine Garnison zurück war." *) Aus ganz Europa kamen fremde Offiziere herbei, um die mustergiltigste Armee der Welt zu sehen. Die Manöver zerfielen in Vorbereitung, Angriff und Rückzug und hatten im wesentlichen dasselbe Aussehen und denselben Verlauf wie die unsrigen. Dann gibt er den Inhalt einer französischen Schrift über diese Manöver an, deren Titel lautet: „Mémoire sur l'armée prussienne fait 1783", verfaßt von einem französischen Offizier. Besonders hat diesem die preußische reitende Artillerie imponiert, dagegen spricht er sich abfällig über die preußischen Festungen aus, was uns nicht wundert, wenn wir bedenken, daß die Franzosen im Festungsbau Großes geleistet hatten, während Friedrich für diese Kriegsart wenig Interesse hatte, zumal er auch im Festungskriege nicht viel ausrichtete.

Abschnitt XVIII trägt die Ueberschrift: „Aenesidemus". In diesem mit dem Namen des griechischen Zweiflers über-

*) Vergl. über die Manöver Friedrichs auch v. d. Goltz: Roßbach und Jena; und Koser: Friedr. d. Gr. Bd. II. S. 499.

schriebenen Kapitel faßt Berenhorst seine Kritik zusammen. Er leugnet nochmals alle Kunst des Krieges. Im Altertum sei die Herausbildung kriegswissenschaftlicher Grundsätze sehr wohl denkbar gewesen und habe bei den Römern bereits angesetzt, da sei das Schießpulver gekommen und nun mache die weite Entfernung, der Pulverdampf, die Plötzlichkeit massenhafter Verluste jede Berechnung zu schanden und so bleibe nicht dem Weisesten, sondern dem Glücklichsten der Sieg.*) Mit heftigen Worten greift Berenhorst sodann das Bajonett an als eine höchst unzweckmäßige Waffe und schlägt nach dem Beispiel des Marschalls von Sachsen die Pike als Angriffswaffe vor. Auch empfiehlt er hier Wald- und Nachtangriffe für irreguläre Truppen. Ferner wägt er die Chancen von Reiterattacken ab und kommt hier zu dem Resultat, daß die Wucht alles entscheide. Namentlich opponiert er gegen das Salvenfeuer und redet dem Einzelfeuergefecht das Wort. Dann spricht er von den Verbesserungen der Bewaffnung der Infanterie und der Kavallerie; um sodann von neuem gegen das Manöver loszuziehen, das jeden moralischen Faktor der Truppen außer acht ließe. Die Illusion habe hier alle Möglichkeit auf Ausführung im Ernstfalle zurückgedrängt. Der echte Feldherr werde erst im Drang der Schlacht seine Entscheidung treffen. Daß Friedrich selbst mit seiner Armee in seinen späteren Lebensjahren wenig zufrieden gewesen sei — diese bekannte Tatsache — erfahren wir hier auch aus Berenhorst. Seinen größten Aerger hat jedoch unser Autor über die übermäßigen Feinheiten der komplizierten Elementartaktik, bei der alles auf die bequemste, pünktlichste Durchführung künstlicher Exerzierübungen, die dem Kriegsfalle direkt widersprächen, hinauslaufe, wie sie namentlich Sallern und Lascy ausführten. Wenn man gesagt hat, Berenhorst reiße nur ein, ohne Neues aufzubauen, so ist dies grundfalsch. Jeder, der S. 343 seines Werkes aufschlägt, findet eine Fülle von Vorschlägen für das

*) Vergl. Roloff; auch für das spätere.

damalige Militär. Hier empfiehlt er Abschaffung der entehrenden Stockprügel, Anschaffung einer bequemen, naturgemäßen Bekleidung der Soldaten, Verkehr des Offizierkorps auch mit andern gebildeten Ständen, Aushebung von Landeskindern, die gern dienen, Beschäftigung der Truppen in den Friedenszeiten mit Wege-, Brückenbau und andern der Kultur des Landes förderlichen Dingen, Einrichtung von Knabenbataillonen, um schon die Jungen soldatisch zu erziehen, Reisen der Offiziere, um die verschiedenen Geländearten kennen zu lernen, eine gründlichere wissenschaftliche Weiterbildung der Offiziere u. s. w. Gerade bei diesen Vorschlägen müssen wir staunen vor Berenhorsts Scharfblick, der schon viele der Dinge, die 1806 zur Katastrophe führten, voraussah.

Im Abschnitt XIX und XX werden die Russen unter „Peter und Anna“ und unter „Elisabeth und Katharina“ besprochen. Berenhorst gibt hier eine eingehende Entwicklungsgeschichte der russischen Armee und behandelt alles sehr ausführlich: die türkische Kriegsgeschichte, die Feldzüge der Katharina, der Kampf der Preußen und Russen im Siebenjähr. Kriege, wobei namentlich eingehend die Schlacht bei Großjägersdorf erzählt wird. Dann werden uns Tagebuchaufzeichnungen aus den russisch-türkischen Kriegen der damaligen Zeit recht lang ausgesponnen gegeben. Berenhorst behandelt diesen Abschnitt deshalb so breit, weil er S. 415 sagt, „er wolle dem Einwande begegnen, die Russen hätten durch ihre Siege über die Türken große Vorteile der neueren Taktik über die wilden Ueberreste der uralten erhärtet“. Gerade diesen orientalischen Kämpfen wendet Berenhorst sein Interesse zu, da ihm die dortigen militärischen Verhältnisse mehr zusagen als die leidigen des Siebenjähr. Krieges und der darauf unmittelbar folgenden Zeit.

Das wären einige der wichtigsten Einzelheiten aus Berenhorsts Hauptschrift. Auffällig ist, daß er die Resultate der Revolutionskriege nicht heranzieht, obwohl Max Jähns

in seiner „Geschichte des Kriegswesens“ sagt: „Ihn (Berenhorst) brachte namentlich zu seiner Ansicht, es gäbe keine Wissenschaft des Krieges: da die französischen Generale fast alle Studenten, Fechtmeister, Buchdrucker waren, da half man sich am besten aus dem Dilemma, wenn man erklärte, es gäbe keine Wissenschaft vom Kriege.“ *)

Wie war nun die Aufnahme, von der wir ja einiges schon angedeutet haben, dieses kritischen Werkes? Vernehmen wir da, was Max Lehmann in seiner Biographie Scharnhorsts I. S. 211 sagt: „Mit Ueberzeugung und Geist, Gelehrsamkeit und Witz vorgetragen, machten diese dem Genius des Jahrhunderts wohlverwandten Darlegungen den tiefsten Eindruck. Das Buch wurde verschlungen, mußte neu aufgelegt werden und blieb Jahre hindurch das Gespräch aller Wachstuben und Kasinos. Kein Buch, sagt ein Zeitgenosse, ward so gelesen, wie das von Berenhorst. Eine der ersten kritischen Zeitschriften Deutschlands erklärt zustimmend, es sei ausgemacht, daß das jetzige System der stehenden Heere, daß die stehenden Heere selbst fallen müßten. Dergestalt hatte sich die Opposition gegen die stehenden Heere, ursprünglich auf England und Frankreich beschränkt, auch der geistigen Führer der deutschen Nation bemeistert und bereits einen Teil des Offizierkorps gewonnen; kaum schien es möglich, sich ihr zu entziehen, ohne dem Vorwurf der Unbildung, und wie schwer wog dieser in dem goldenen Zeitalter der Literatur und Philosophie, zu verfallen.“

Lehmann hatte vorher eingehend ausgeführt, daß bereits Kant und Fichte sich scharf gegen das herrschende Militärsystem ausgesprochen hatten; er nennt Berenhorst den militärischen Bundesgenossen dieser Philosophen. (Vergl. I. 204.) Ferner schreibt Tempelhoff, der bekannte Verfasser der Geschichte des Siebenjähr. Krieges: „Ich besinne mich nicht, ein militärisches Werk gelesen zu haben, dessen Verfasser

*) Hierbei übrigens die Bemerkung, Jähns behandelt Berenhorst durchweg als den besten Kenner der damaligen Militärverhältnisse und einen recht gewissenhaften Schriftsteller.

das ganze Militärwesen auf dem Exerzierplatze sowohl als im Felde besonders das Verhalten aller Teile desselben bei den mörderischen Szenen der großen Schlachten, so genau gekannt und so treffend geschildert hätte, als er.“ (Vergl. auch, was Archenholz äußerte. S. 1 meiner Arbeit.)

Eine solche Schrift, wie die Berenhorsts, konnte natürlich nicht ohne Widerrede bleiben. Es entgegnete zunächst Scharnhorst in seinem Buche: „Stehende Armeen — Bemerkungen über die Betrachtungen über die Kriegskunst“.*) Scharnhorst führt aus, wenn man den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg als Argument gegen die stehenden Heere vorbringe, so sei dies hinfällig; denn die englische Armee sei in der schlechtesten Verfassung und gar zu weit vom Vaterlande weg gewesen. Weiter sagt Scharnhorst, die Deutschen sollten sich von den Franzosen nicht irre führen lassen, wie sie dies schon einmal in der Frage der Abschaffung der Festungen getan hätten, wobei die Franzosen freilich nicht selbst den Anfang gemacht hätten. Berenhorst, der ja selbst die stehenden Heere nicht völlig abschaffen, sondern eine sogenannte „Rahmenarmee“ bilden will, berief sich namentlich auf die Leistungen der eben zu den Waffen gerufenen, unausgebildeten Reservearmee bei Marengo, was Scharnhorst mit gewichtigen Gründen widerlegt; denn er steht auf dem Standpunkte, daß nur der wirklich ausgebildete Krieger Siege erringen könne. Höchstens Freitruppen könne man erst im Kriegsfalle formieren. Auch die Bemerkung Berenhorsts betreffs der Soorer Schlacht, „die Preußen siegten der Kunst zum Hohne“, entgegnet Scharnhorst: „Sie siegten der Kunst zu Ehren“; denn in dieser gefährlichen Lage hätten sie eigentlich gefangen werden müssen. Laute Worte des Unwillens entlockt ihm die Ansicht Berenhorsts, der Sieg bei Leuthen sei nur durch das unerwartete Anrücken der Preußen entschieden worden. Auch die Torgauer Schlacht, von der Berenhorst behauptet hatte, sie vor allem

---

*) Vergl. für das folgende M. Lehmann: Scharnhorst.

beweise das Unzulängliche der Existenz einer Kriegskunst, rechtfertigt Scharnhorst, indem er darlegt, daß nur eine gut disziplinierte Armee diesen späten Sieg habe erringen können. Selbstverständlich nimmt er den so abfällig beurteilten Friedrich den Großen gebührend in Schutz Des weitern polemisiert Scharnhorst heftig gegen den Wahn eines allgemeinen Weltfriedens, ein Gedanke, der ihm lächerlich ist.

Trotz ihrer Gegnerschaft sind sich Berenhorst und Scharnhorst später näher getreten, sie haben miteinander Briefe gewechselt, ja Berenhorsts Sohn hat später in Berlin Scharnhorst öfter besucht und Grüße seines Vaters vermittelt. Man kann sagen, die beiden literarischen Feinde waren im Leben gute Freunde.

Eine andere, noch schärfere Gegenschrift gegen Berenhorst erschien 1802 bei Nicolai anonym: „Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst", die, wie aus der Berenhorstschen Korrespondenz hervorgeht, den bekannten Obersten v. Massenbach zum Verfasser hat. In der Einleitung erklärt der Autor, Berenhorst habe mit Geschick und recht überzeugend seine Widersprüche vorgetragen, sodaß er selbst z. T anfangs durch ihn getäuscht sei, er wolle jedoch in einigen Punkten diese Schrift kommentieren. Massenbach hat nun kein zusammenhängendes Werk verfaßt, sondern nur kritische Anmerkungen zu einzelnen Sätzen Berenhorsts gemacht. Z. T. kritisiert er nach Schulmeisterart stilistische Eigentümlichkeiten Berenhorsts, der eine zwar originelle, aber recht kraftvolle Sprache redete — so „eine Garbe in die Rippen tragen". Uebrigens hebt auch Massenbach Vorzüge hervor, so lobt er die gute Einschätzung von Gustav Adolf und Bernhard von Weimar. Vor allem nimmt er die „gelehrten Feldherrn", von denen Berenhorst garnichts hielt, in Schutz. Den Grund für die abfällige Kritik Friedrichs sieht Massenbach in der nicht genug hervorgehobenen Würdigung der Kriegstaten Leopolds von Dessau, des Vaters Berenhorsts, in den militärischen Werken Friedrichs.

Daß Berenhorst die Schlesischen Kriege, was ja auch der Alte Dessauer tat, für nutzlos halte, mißbilligt Massenbach, indem er darauf hinweist, welchen Dienst Friedrich der Sache des Protestantismus und der Aufklärung getan habe. Häufiger tadelt Massenbach die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte in der Berenhorstschen Schrift, hinter denen man zumeist etwas anderes erwarte, als sie versprechen. Vor allem aber macht der Opponent Front gegen die absprechende Art der Behandlung der Schlachten bei Soor und Leuthen, diesen nie vergänglichen Ruhmestaten eines Friedrich. Auch tritt er der subjektiven Einschätzung der Generale des großen Königs entgegen. Auf die Art, wie Massenbach im einzelnen die preußischen, von Berenhorst so sehr herunter gemachten Exerzierübungen und den Kleindienst verteidigt, kann ich hier nicht eingehen.

Die von Berenhorst gerügte Untätigkeit Friedrichs im Bayrischen Erbfolgekriege entschuldigt Massenbach, indem er sagt, Friedrich habe hier weiter nichts gewollt, als seiner Diplomatie verstärkten Nachdruck geben, an Eroberungen und Siege habe er nicht im entferntesten gedacht. (?) Den von Berenhorst angeführten Uebelständen, wie schlechte Bewaffnung, Verpflegung und Behandlung der Soldaten, hält der Opponent entgegen, für alles dieses suche man bereits Mittel und Wege zur Besserung und habe sie z. T. auch gefunden. Daß Berenhorst die Kriege zwischen Türken und Russen für seine Theorien heranziehe, sei weitlos; denn aus den Kämpfen dieser unkultivierten Völker könne man keine Regeln über Kriegskunst aufstellen. Betreffs der Schlacht bei Großjägersdorf bemerkt Massenbach, hier habe Lehwald ohne jeden Plan angegriffen. Wie könne man dies also zu einem Beweise verwerten?

Diese Schrift ließ Berenhorst nicht unbeantwortet. Zunächst war er über die Gegenschrift erstaunt, vergl. Brief an Hugo vom 24. Mai 1802, dann ließ er sich diese von seinem Buchhändler kommen und las sie, vergl. Brief an Valentini vom 2. Juni 1802 (Bülow Nachlaß S. 168 f.), doch dann

entschloß er sich zur Entgegnung und schreibt darüber an Hugo am 9. Juli 1802: „Anfänglich war ich zwar der Meinung wie Kant zu handeln, nachher aber bedachte ich doch: erstens, daß ich nicht Kant bin. Zweitens, daß auch Kant doch je zuweilen wiedergebissen hat. Drittens, daß, wenn man ein Kind nun einmal in die Welt gesetzt hat, und ein muthwilliger Mensch kommt und bewirft es mit Staube, es wenigstens die Pflicht des Vaters ist, dafern er einer Bürste habhaft werden kann, diese in die Hand zu nehmen und das Kind wieder zu reinigen.“ Und so schrieb denn Berenhorst „Die notwendigen Randglossen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten . . . . . .“ *) Hier wird ausgeführt: Das Militärwesen sei dem Verfasser nicht durchweg verhaßt, er kenne auch Offiziere, die er hoch schätze. Aber auf seinem Standpunkte beharre er und er sage wiederum: „Ich halte mit der festesten Ueberzeugung und mit allen Gefühlen des Herzens die Kriege aller Zeiten, es sey der alten, mittleren oder neuen für abscheulich und jede Politik, welche Unheil stiftet für Thorheit.“ Auch gegen den Vorwurf der Parteilichkeit gegen Friedrich verteidigt sich Berenhorst und sagt, er habe Friedrich II. im Lichte der Geschichte (?), nicht aber nach den Berichten der Anekdotensammlungen gezeigt. Auch tritt er, wenn auch nicht mit überzeugenden Argumenten, für seine Ideen betreffs der Schlacht bei Soor und Leuthen ein. Er hebt ferner hervor, daß er Friedrich auch gelegentlich gelobt habe. Durch eine Stelle will er beweisen, daß der Begriff einer Wissenschaft des Krieges ein Nonsens sei, indem er sagt: „Es scheint auch den Begriffen von einem moralischen Urheber der Dinge zu widersprechen, wenn man glauben wollte, er habe in das denkende Wesen des Menschen ein Vermögen gelegt, so wie für Mathematik und Astronomie, also auch für die Kunst des Todtschlagens von Tausenden gegen Tausende, zu festen Körpern umgeschaffen, ein wohlgerundetes und scharf

*) Vergl. auch über diese Polemik: v. d. Goltz: Roßbach und Jena. S. 328; und Neues Militär-Journal XII. S. 344 ff.

ineinander greifendes Lehrgebäude Taktik genannt, zu finden. Schlimm genug, daß wir einzeln totschlagen können.“ Mit großem Nachdruck tritt er nochmals für die Pike als einer zuverlässigen Waffe auf. Indem er sich gegen Massenbach direkt wendet, erklärt er, man habe sehr wohl Zeit, ein Heer zu Kulturzwecken zu verwenden, wenn man nur mit den unnötigen Exerziermätzchen aufhören wollte. Wenn die Offiziere sich wissenschaftlich weiterbildeten und das Heer auch im Frieden dem Staate nütze, dann seien die stehenden Heere wenigstens keine Last mehr. Dies einige Proben aus der Verteidigungsschrift. Man muß sagen, Berenhorst versteht es gut, seinem Gegner zu parieren und man sieht, er setzt seine ganze Persönlichkeit für seinen Standpunkt ein.

Auch mit Massenbach hat Berenhorst später — was wir schon aus früherem wissen — auf gutem Fuße gestanden, trotz ihrer literarischen Gegnerschaft. Kehrte doch Massenbach später gar als Gast im Berenhorstschen Hause ein. Man muß hier den edlen Charakter Berenhorsts bewundern, der den wissenschaftlichen Streit aus dem Privatleben verbannte. Wie mancher könnte da von ihm lernen! Der eine Brief Berenhorsts an Massenbach beginnt: „Sie geruhen mich Freund zu nennen. Bei meinen so hoch gestiegenen Jahren, darf ich fast nicht erwidern: ich werde suchen, dieses Prädikat zu verdienen; mein Wunsch wird es aber so lange ich lebe auch bleiben. Die gewöhnliche Briefform nebst der sogenannten Courtoisie falle indessen von heute ab unter uns weg. Ich schreibe, wie ich sprechen würde, wenn ich des Vergnügens theilhaftig würde, neben Ihnen auf dem Sofa zu sitzen.“ Aus dem weiteren Inhalt des Schreibens geht hervor, daß beide sich gegenseitig ihre Manuskripte zuschickten, Massenbach seinen „Ziethen“, Berenhorst seine kleine Sammlung von Ideen; dann opponiert Berenhorst scharf gegen Napoleon, den ja Massenbach so außerordentlich hoch schätzte.

Es drängt sich uns nun, nachdem wir die Hauptschrift Berenhorsts kennen gelernt haben, die Frage auf, was hat Berenhorst noch auf militärischem Gebiete geschrieben?

Sein nächstes Werk sind die „Militärischen Aphorismen“. In dieser geschickt und geistreich geschriebenen Schrift behandelt er dieselben Gedanken etwa, wie in seinem Hauptwerke — jedoch in der Form von Aphorismen, die ja Berenhorst überhaupt liebte. Erinnern wir uns doch an seine früheren philosophischen und literarischen! Als Beispiel dieser kurzen, prägnanten Sprüche diene folgender: „Unserm deutschen Soldaten gebe man nicht zu viel gute Worte, wenn er fechten soll; noch weniger ist er mit Ambition zu kitzeln; aber vorher gebe man ihm gut Brot, Bier, Branntwein und Rindfleisch in den Magen, Tabak in den kurzen Stummel, über den Leib ein wohlgefüttertes Tuchwamms, an die Schenkel eine Bekleidung, die nicht am Gehen hindert, und auf den Kopf Etwas, das kein modischer Hut ist. Dann fühlt er sich wohl in seiner Haut und thut wie ihm geheißen wird. Hungrig ist mit ihm nichts anzufangen; hier hat der Franzose Vorzüge.“ *) Dann behandelt Berenhorst S. 517 (Ausg. von 1827) das zerstreute Gefecht, dem man damals großes Interesse zuwendete. Des weitern opponiert er gegen eine Verbrüderung der „blanken und der schwarzen Waffen“, d. h. des Bajonetts und des Gewehrs, und tritt leidenschaftlich für seine Pike ein. Im Manuskript tragen auch die Aphorismen die Ueberschrift: „Die blanken und die schwarzen Waffen, ein Versuch, der sich erweitern läßt“. Von seinen Piken verspricht sich Berenhorst Wunder der Erfolge. Daß sie später in den Freiheitskriegen — allerdings aus Mangel an besseren Waffen verwendet — wirklich Erfolge hatten, ist ja bekannt. Wie er sich den Angriff mit der Pike denkt, schildert er, nachdem er auf den schiefen Stoß des Bajonetts hingewiesen hat, mit folgenden Worten: „Laßt nun den Pikenier kommen, seine leichte Waffe hoch im rechten Arm, bald links, bald rechts, bald nach dem Horizont und dem Gegner blickend. Neben ihm her wandelt der leichtfüßige

*) Man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß man die Hauptgedanken Berenhorsts am schnellsten aus den „Aphorismen“ erfahre, die eben alle wichtigen Momente prägnant hervorkehren.

Schütze, völlig ohne Regel und Vorschrift, feuert, eilet vor, sucht sich den Mann aus, den er aufs Korn zu nehmen gedenkt, drückt ab, wirft die Büchse über die Achsel, zieht vom Leder, und bricht mit seinem, nun mit ihm auf gleicher Linie angelangten Spießgesellen, der jetzt die Pike fällt, zugleich ein.“ — Man sieht, Berenhorst schildert nicht die friderizianische Lineartaktik, wo die Soldaten wie Maschinen arbeiten, sondern bereits das zerstreute Gefecht, dem übrigens auch Friedrich der Große in seinen letzten Lebensjahren sein Interesse widmete, weshalb er viel mit den stark vermehrten leichten Truppen experimentierte.

Ferner tritt Berenhorst dafür ein, daß die Artillerie nur von Artilleriekommandeuren befehligt werde und daß ihr kein Infanteriegeneral Stellungen anweisen solle. Der Kenner friderizianischer Heeresverhältnisse weiß, daß ja damals eigentlich nur die Infanterie die Generalstellen besetzte, allenfalls noch — aber auch spärlich — die Kavallerie, die Artillerie stand hierbei ganz im Hintergrunde. Daß Berenhorst das Steife der damaligen Fechtweise tadelt, berührt uns sympathisch, so z. B., wenn er in seinen „Aphorismen“ über die „Reverenze vor Kanonenkugeln“ empfiehlt, man solle die in Reserve haltenden Truppen niederlegen lassen, um Verluste zu vermeiden und nicht, wie bei Lobositz, das Regiment Hülsen mit geschultertem Gewehr nutzlos dem feindlichen Feuer aussetzen, wie dies die Vorschrift verlangte. Vielfach gibt er in den „Aphorismen“ jungen Offizieren gute Regeln und warnt sie vor zu regem Ehrgeiz und vor den „Gefahren Amors“. Mit heftigen Worten wendet er sich gegen das weichliche Soldatenleben im Heere Ludwigs XIV. und entwirft uns hier ein Charakterbild aus dem französischen Lagerleben, wo Schauspielerinnen und Lustdirnen ein entscheidendes Wort sprachen. Die Nachteile bevorzugten Avancements sowie von Ordensverleihungen rügt Berenhorst in scharfer Weise. Ein großer Teil der folgenden „Aphorismen“ beschäftigt sich mit der Schwierigkeit des Berufes eines Feldherrn. Ganz interessant ist hier, wie Berenhorst

nach seiner Art bei dieser Gelegenheit das Zufallsproblem der Weltgeschichte behandelt, wenn er sagt: „Nehmt den guten Neuperg im Jahre 1741 weg und gebt Friedrich den Eugen, vierzig oder fünfzig Jahre alt, zum Gegner — Schlesien wäre wohl noch östreichisch . . . . . Desaix und Kellermann, hochachtend bewundere ich euch bei Marengo; hütet euch jedoch, etwa Seydlitz an der Spitze der Reiterei des rechten Flügels der Deutschen zu finden!“ Des weiteren erweist Berenhorst den strategischen Grundsatz, man solle dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, an verschiedenen Feldzügen des 18. Jahrhunderts. Einmal sagt er in einer „Aphorisme“: „30000 Mann sind keineswegs zu schwach, 50000 anzugreifen, wohl aber, sich gegen diese während des ganzen Feldzugs zu vertheidigen, ohne zuvor dem Feinde einen ziemlich fühlbaren Stoß auf den Panzer versetzt zu haben“ — besteht hier nicht ein offenbarer Widerspruch zu den sonstigen Ansichten des Verfassers? Denn, um dies eben zu bewirken, bedarf es einer Kunst, der Kriegskunst, die Berenhorst leugnete. In einer pathetisch gehaltenen „Aphorisme“ wendet sich sodann Berenhorst an die Herrscher und bittet sie, „vor den Triumphzügen Roms zurückzuschaudern“ und zufrieden zu sein mit den ererbten Provinzen. In den letzten Partien dieses Werkes eifert unser Autor aufs schärfste gegen das Duell, das schon deshalb verdammenswert sei, weil seine Regeln nur für einige Stände Gültigkeit hätten.

Was Berenhorst noch ferner an militärischen Werken veröffentlicht hat, finden wir in Bd. I des von Bülow herausgegebenen „Nachlasses“. Ganz vorn abgedruckt befindet sich hier ein kurzer Satz: „Die Absicht, der Endzweck“ — zu ergänzen der „Betrachtungen“ —: „daß diese Schrift, wenn sie etwa Fortun machen sollte, als ein geringer Zufluß zu dem Tropfbade herbei riesele, welches endlich die alte verhärtete Geschwulst der Kriegs- und Zerstörungsseuche, in den Herzen der Großen, noch mehr aber in den Herzen ihrer unmenschlichen Ratgeber und Verleiter erweichen und

zertheilen muß.“ In dem „Nachlasse“ ist eine reiche Korrespondenz veröffentlicht, die ich heute nicht mehr vollständig in dem handschriftlichen Material vorfand. So z. B. Briefe des schon öfter erwähnten Tempelhoffs, der, obwohl er z. B. in der Darstellung der Coliner Schlacht von Berenhorst völlig abweicht, dennoch Berenhorsts militärische Arbeiten ganz ungemein schätzte, ferner solche des großen Preußenkönigs an den Alten Dessauer nach der Schlacht bei Mollwitz, Briefe Leopold Maximilians von Anhalt an Mitglieder des fürstlichen Hauses. Allerlei Relationen von verschiedenen Schlachten der Schlesischen Kriege, die Berenhorst gesammelt hat, sowie namentlich ein reiches Aktenmaterial über das Leben Leopolds von Anhalt-Dessau, das noch nicht verwertet worden ist.

Dagegen ist eine völlig eigene Arbeit Berenhorsts die französisch geschriebene ‚Rélation de la bataille de Torgau‘. Wir erinnern uns hier, welche Rolle gerade diese Schlacht im Leben Berenhorsts gespielt hatte. Kein Wunder daher, wenn er ihr eine eigene Abhandlung widmete. Es ist im wesentlichen eine ziemlich eingehende Darlegung der Schlacht bei Torgau, die recht viel Neues bringt und auf die bei der Neuherausgabe dieser Partie des Siebenjähr. Krieges von seiten des Generalstabes entschieden Rücksicht genommen werden muß. Ihre Bedeutung in kriegsgeschichtlicher Hinsicht hat hervorgehoben das Militärwochenblatt 1845 Nr. 52 vom 27. Dez.

Berenhorst widmete sich sodann dem Studium der späteren Kriege. Für Archenholz: „Minerva“ schrieb er Dez. 1805 den Aufsatz: „Wie sollten wir es machen, und wie haben wirs gemacht?“ Obwohl der Aufsatz anonym veröffentlicht wurde — Berenhorst war nun einmal eine ganz bescheidene Natur — so bezeugt uns doch der Superintendent de Marées die Autorschaft Berenhorsts. Diese Arbeit schildert uns in anziehender Weise den Feldzug dieses Jahres und kritisiert namentlich das Verhalten des Generals Mack.

Es nimmt uns nicht wunder, wenn Berenhorst sich für den unglücklichen Feldzug vom Jahre 1806 aufs wärmste interessierte. Hatte er doch einen Teil der Ursachen

ahnenden Geistes vorausgeschaut, wie Mangelhaftigkeit eines Söldnerheeres, das ohne Begeisterung ficht, schlechte Verproviantierung, ungenügende und unzweckmäßige Bekleidung, zu alte Führer. So griff er zur Feder, um als einer der bekanntesten militärischen Autoren seiner Zeit diesen Feldzug darzulegen. Er veröffentlichte in der „Minerva“ 1807 einen anonymen Artikel, bekannte sich aber in einem Briefe vom 13. Aug. 1808, an Rühle v. Lilienstern gerichtet, als Verfasser. Eingangs schildert Berenhorst die miserable Politik des Haugwitz und die frühere Kampfesstimmung der Armee, die indessen die Regierung unbenutzt verstreichen ließ; als einen großen Fehler bezeichnet er es, daß man Naumburg zum Hauptmagazin gewählt hätte. Trefflich ist, was er sodann über das Gefecht bei Saalfeld sagt: 100 Husaren hätten hingereicht für die Zwecke, die Prinz Louis Ferdinand erfüllen sollte, statt dessen opferte sich ein ganzes Korps nutzlos. Dann kritisiert er, daß man ein Terrain zur Schlacht wählte, wo die Stärke der Preußen, ihre Reiterei, nicht verwendet werden konnte. Nach Berenhorsts Meinung hätte, da man nun einmal die viel schwierigere Defensive gewählt hatte, die Entscheidungsschlacht im Innern Sachsens geliefert werden müssen. Ferner tadelt er, daß die Reservearmee unter Prinz Eugen von Württemberg zu weit vom Kriegsschauplatze — bei Halle stand. (Vergl. hierüber auch die über 1806 kompetentesten Werke von Höpfner und Lettow-Vorbeck.) Man muß anerkennen, Berenhorst, der Prophet dieser Katastrophen, frohlockt nirgends über den Fall Preußens, nein, im Gegenteil, man merkt ihm Trauer an, daß seine Landsleute dem von ihm so sehr gehaßten Napoleon unterlegen sind. Nach den Niederlagen widmete sich Berenhorst einem eingehenden Studium der Nachteile der Linear-taktik und der Vorteile der zerstreuten Gefechtsstellung, einem Gebiete, auf dem nachher noch einer seiner Schüler — Valentini — Großes leisten sollte.*)

*) Vergl. M. Jähns. Gesch. d. Kriegswesens. Bd. III.

Berenhorst zeigt jedoch durch diese Aufsätze, daß ihn auch im Alter die Gabe, militärische Dinge kritisch zu beleuchten, nicht verlassen hatte. Ferner publizierte Berenhorst noch eine ganze Reihe von militärisch-politischen Fragmenten, die sich am Ende des I. Bd. des Bülowschen „Nachlasses" finden und die ich hier nur ganz knapp zusammenfassend besprechen will. Wieder ist es die Gestalt Friedrichs des Großen, die Berenhorst beschäftigt. Obwohl sie ihn abstieß, so zog sie ihn doch andererseits gewaltig an. Er teilt uns hier allerlei aus seiner Adjutantenzeit mit, so, daß ein Leutnant hinter Friedrichs Rücken diesem echt schuljungenmäßig nachahmte und Männerchen machte. Dann ventiliert er die Frage, weshalb die Koalitionsheere so schmählich versagten, und findet schließlich folgende Antwort: „Die Ohnehosen sind aufgereizt und waren zornig. In einem solchen Gemüthszustande bewegt der Mensch Lasten, die er bei kaltem Blute liegen läßt." In den damaligen preußischen Soldaten dagegen erblickt er hungrige Söldner und aus ihrer bürgerlichen Verrichtung herausgerissene Muttersöhnchen, die „vor Kanonen zittern".

In seinen politischen Artikeln müssen wir die bei einem Hofmann freie Ansicht bewundern. Er kritisiert die Reformen Josephs II., der ihm im übrigen ganz sympathisch ist, macht die russischen Despoten lächerlich und rupft vor allem den Kurfürst Friedrich August von Sachsen. Zorn erregt ihm die schlaffe Politik des Deutschen Reiches und Preußens in den Jahren 1795—1805. Wenn auch Berenhorst ein Verkünder des Friedens ist, so hält er doch einen Krieg immer noch für besser, als Befleckung der Ehre eines Volkes. Er schreibt: „Der menschenfressende Krieg (wie ihn Vater Homer nennt) kann keinen abgesagteren Feind haben als mich; demungeachtet erboste ich mich im Geiste, zu sehen, daß eine zu friedliebende Regierung durch Monate hingehaltene Ruhe sich vielleicht Jahre von Krieg auf den Hals zieht; denn am Ende wird sie doch gezwungen werden unter den allerungünstigsten Umständen das Schwert zu ziehen, da man

die günstige sich hat entgehen lassen.“ Was Berenhorst voraussah, traf auch ein. Ganz ähnliche Gedanken hat er in einem Schreiben vom 15. Juni 1803 an Valentini, aus dem doch eine gewisse Zuversicht auf das preußische Heer spricht, wenn er sagt: „Ein solches Heer ist stark genug, um bei den Welthändeln jetziger Zeit mitsprechen zu dürfen, wenn man anders etwa lieber den Mund nicht aufzuthun geruht, aus Besorgniß, es möchte Widerspruch erfolgen, oder sich mit Versicherungen, Aussichten allerlei Art hinhalten läßt.“

Das Unglücksjahr 1806 beschäftigte Berenhorst recht nachdrücklich. Schon zu Beginn des Feldzuges schrieb er am 16. Sept. 1806 an Valentini: „. . . . . mein Wunsch ist, daß die Preußen sich der Initiative bemächtigen und durchaus nicht selbige dem Feinde überlassen, weil ich besorge, sie würde in diesem Falle wenigstens orkanartig werden.“ Damit sich der preußische Staat nach der Katastrophe erholen könne, schlägt er das System seiner Rahmenarmee vor, weil hierbei der Staat gewaltig spare. Z. T. verfuhr ja damals Preußen mit seinem „Krümpersystem“ ähnlich. Bekanntlich suchte man damals — z. T. tut man das heutzutage noch, vergl. v. d. Goltz, „Roßbach und Jena“ — nach den Gründen der Katastrophe. Hierüber sagt er: „Der preußischen Armee hat weiter nichts gefehlt, als Talent bei den Generalen. Die Taktik, welcher sie beharrlich oblagen, war gut genug für Knaben, wenn sie Soldat spielen. Possierlich anzuschauen und werth, von Civilisten, Weibern und Idioten bewundert zu werden, hat nun diese Gaukelei gedauert, bis Krieger kamen, die die Kinder auseinander jagten.“ Eine herbe Kritik des Berenhorst so sehr verhaßten Paradedrills! Weiter sagt er: „Die französischen Generale verstanden den Krieg, die preußischen verstanden die „Kunst“ — Kriegskunst. Die preußischen Generale verstanden die Kunst, aber die französischen den Krieg “

Den Geist, der vor 1806 in Preußens Armee waltete, beschreibt er folgendermaßen: „Jeder dieser Quasikrieger wollte seine Mahlzeiten ruhig, mit Exerzieren, Wachtparaden,

zuweilen auch allenfalls mit etwas Manövrieren — wenn es nicht zu ermüdend war — verdienen, alle Klassen seiner Mitbürger über die Achsel ansehen und, wenn es sich thun ließ, exerzieren.“ In der Folge schildert er dann noch recht plastisch das damalige Offiziersleben, das im Beurteilen von Schauspielen, Schuldenmachen, vielen Duellen, „reichen Heirathen von 3 bis 4000 Thalern“ bestand. „So fanden am 14. Okt. 1806 die Franzosen die hohen und niederen Anführer des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt.“ Freilich kommt die ehrliche Natur Berenhorsts andererseits auch zum Durchbruch, wenn er am 20. Mai 1808 an Valentini schreibt: „Wenn unsere Gegner im Siebenjähr. Kriege den eurigen geglichen hätten, würden auch wir keine Lorbeeren eingesammelt haben.“

Berenhorst kritisierte in der damaligen Zeit für alle möglichen militärischen Journale kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Schriften. Diesen Arbeiten entsprang seine Schrift: „Anmerkungen zu Zwei in der „Gallerie preußischer Charaktere“ vorkommenden Charakteren“. Hier kritisiert Berenhorst ziemlich scharf den unglücklichen Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Charakter er ebenso wie seine Feldherrnkunst weit tiefer herabsetzt, als ihn jetzt die Geschichte einwertet, während er den zweiten Charakter — Oberst v. Massenbach — als fähigen Kopf bezeichnet. „Wenn es nach dem gegangen wäre, würde es jetzt nicht so schlimm um Preußen stehen.“ (???)

Eine andere kritische Schrift Berenhorsts lautet: „Niedersachsen. Historische Berichtigungen des öffentlichen Urtheils über die durch die französische Okkupation des Kurfürstenthums Hannover daselbst veranlaßten militärischen Maßregeln“. Der Verfasser kritisiert und stellt diesen Vorgang z. T. richtig, so in das einzelne gehend, daß er fast die Marschroute eines jeden einzelnen Regiments angibt, worauf wir uns hier natürlich nicht einlassen können.

Das wären die wichtigsten militärischen Schriften des zu seiner Zeit so berühmten Militärschriftstellers. Natürlich

ließen sich seine Darstellungen noch viel weitgehender verwerten. So sind z. B. viele seiner Anekdoten, die er gelegentlich mitteilt, nicht uninteressant für den Historiker. Da erzählt er einmal folgende Geschichte: „Schwerin, der Kommandeur der Gensdarmen, gab sich die Erlaubniß bei Tafel Friedrichen, der gegen die Weiberliebe loszog, zu sagen: Reden Sie doch nicht! Die ganze Welt weiß, daß der älteste Wreech Ihr Sohn ist. Sie haben ihn zu Damsol gemacht, als Sie zu Küstrin auf der Festung saßen. Er gleicht Ihnen auch, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Einige Aehnlichkeit war in der That vorhanden. Daß Friedrich das geborgte Geld unbezahlt gelassen, hat seine Richtigkeit.“ Solche Züge von allerlei Herrschern der damaligen Zeit findet der Leser des Berenhorst in Menge. Wollte jemand eine Biographie des Alten Dessauers schreiben — zumal die Varnhagens recht antiquiert ist — so müßte einer seiner wichtigsten Quellen Berenhorst sein, der uns aus dem Leben seines Vaters vielerlei erzählt, von dem ich nur das vielerörterte Verhalten des Alten Dessauers vor der Schlacht bei Kesselsdorf, wo er zum Aerger Friedrichs zu sehr säumte, hervorheben will, das Berenhorst Bülow „Nachlaß“ II, 200 in langen Darlegungen bespricht. Auch die abenteuerlichen Züge Schills und des Braunschweiger Herzogs behandelt Berenhorst ausführlich. Vergl. namentlich die detaillierte Beschreibung des Aufenthaltes Schills in Dessau, den Berenhorst selbst sprach, als er in Dessau, von Berlin kommend, Quartier machte. (Bülow II, 301, 311.) So ließen sich jedenfalls nach Berenhorst noch allerlei kriegerische Ereignisse seiner Zeit interessant beleuchten, vor allem, wenn man seine militärische Korrespondenz, namentlich mit Valentini, einmal gründlich daraufhin untersuchte.

Cap. IV.

Doch kehren wir nun zu der Person Berenhorsts zurück! Die Schriften haben uns gezeigt, daß auch der alternde Berenhorst geistig noch äußerst rege war. Neben seinen Werken und Aufsätzen erfreute ihn auch jetzt noch eine reiche Korrespondenz mit seinen Freunden. Für die hingeschiedenen schlossen sich neue Freunde an ihn an, vor allem der junge Offizier und Militärschriftsteller Valentini, sein Schüler und Gesinnungsgenosse, dem er auch einmal schrieb: „Der Briefwechsel mit Ihnen wird mir immer mehr eine Wohlthat meiner alten Tage, welche durch die Weltbegebenheiten trüb und traurig werden."

Neben seiner Korrespondenz fesselte ihn ein reiches gesellschaftliches Leben, wie wir aus seinen Tagebuchaufzeichnungen entnehmen können. Denn obgleich Berenhorst aus dem Hofdienst ausgeschieden war, so hatte er doch nicht aufgehört, der Freund seines Fürsten zu sein. Er begleitete daher diesen zu Besuchen der benachbarten askanischen Höfe in Zerbst und Cöthen, zu Jagden, nahm an den Diners und Bällen, sowie an den Tees im herrlichen Wörlitzer Park teil. Bis 1811, dem Todesjahr der Fürstin, erfreute ihn der Umgang dieser Freundin, die er nur mit großem Schmerze mißte. So hatte denn der alte Veteran des Siebenjähr. Krieges auch in dieser neuen Zeit keine Langeweile und aus seiner Korrespondenz geht hervor, daß er sich recht behaglich fühlte. So schreibt er einmal, er fühle sich bis auf seine Schwerhörigkeit frisch und munter, er lese, reite und gehe spazieren, daneben beschäftige ihn die Pflege seines Gartens, dem er sich so gerne widmete.

Auch die Weltgeschichte da draußen sorgte dafür, daß sich der alte Berenhorst nicht langweilte. An ihren Ereignissen nahm er interessiert Anteil, besonders an Napoleons Zug nach Rußland. Hier gab er bereits zu Beginn des Feldzuges an, daß die Russen die Taktik des Rückzuges

einschlagen müßten, um den Eroberer durch die Weite ihres Landes zu schlagen. (Vergl. Bülow Nachlaß II. 335.) Dann empörte ihn wieder Palms Erschießung. (Nachlaß II. 253.) Ferner las er alle damals erscheinenden militärischen Flugschriften, sodaß wir aus Berenhorst einen Katalog dieser für jene Zeit zusammenstellen könnten. Sie haben meist dieses Aussehen: „La bataille d'Austerlitz par un Militaire témoin de la journée. du 2. Dez. 1805." Vor allem fesselte ihn die kritische Kriegsgeschichte, d. h. er verglich z. B. für die Schlacht bei Jena die Verschiedenheit der französischen und preußischen „Relationen" und ergründete so den wirklichen Hergang. Einen großen Teil seiner Tagebuchnotizen, die uns vor allem sein idyllisches Familienleben schildern, bilden die militärischen Durchmärsche. Dessau wurde ja wegen seiner historisch und strategisch wichtigen „Dessauer Elbbrücke" viel von Truppen berührt. Berenhorst sah hier einen großen Teil des preußischen Anmarsches 1806, was ihn natürlich aufs höchste interessierte, da er alle Regimenter und viele Offiziere kannte. In die Wirren der Franzosenzeit wurde Berenhorst somit mitten hineinversetzt. Auch fand in Dessaus Straßen am 27. Sept. 1813 ein hitziges Gefecht zwischen Franzosen einerseits und Russen und Schweden andererseits statt.*) (Vergl. Waeschke: Geschichte der Stadt Dessau. S. 143 ff.) Ferner schaute Berenhorst hier den ihm so sehr verhaßten Napoleon, von dem er einmal in einem Briefe schrieb: „Warum hat denn der Erdboden das Vermögen verloren zu bersten und dergleichen Ungeheuer zu verschlingen?"

*) Recht interessant sind die Schicksale Anhalts in dieser Zeit. Zuerst Schills Aufenthalt, der in Dessau seinen Aufruf drucken ließ und sich mit Fürst Franz über seine Erhebung unterhielt. Dann die Beziehungen des Fürsten Franz zu Napoleon, der ihn fragte: „Haben Sie ein Kontingent zur preußischen Armee gestellt?" Worauf der mit dem schwarzen Adlerorden vor Napoleon erschienene Fürst sagte: „Nein, Sire." — „Warum nicht?" — „Weil man keins von mir verlangte." Nachher ward der Kaiser so freundlich, daß er Fürst Franz zur Jagd nach Paris einlud. Es hatte ihm dessen ruhige Art doch imponiert. Vergl. die Anh. Geschichten und Landeskunden von Siebigk, Heine und Wäschke.

In den Freiheitskriegen mehrten sich natürlich die Truppendurchzüge und Berenhorst trug sie gewissenhaft in sein Tagebuch ein, um so der Regimentsgeschichte jener Zeit unbewußt einen Dienst zu leisten. Auch war Berenhorsts Haus stets mit allerlei Einquartierung belegt, sodaß nun der alternde militärische Schriftsteller — man sieht, die schlimmsten Dinge haben auch eine gute Seite — seine militärischen Studien an Ort und Stelle fortsetzen konnte. Vor allem schilderte er das französische Offizierkorps als herzlich kriegssatt. Mit seinem Fürsten, der nun jetzt Herzog *) geworden war, traf er auch in jenen Tagen noch viel zusammen.

Doch auch dunkle Schatten fielen in das Alter Berenhorsts. Aufs tiefste erschütterte ihn der Tod seiner Tochter Eugenie am 18. April 1796, die an den damals in Dessau grassierenden Pocken starb. Lassen wir hierüber den schmerzvollen Vater selbst reden. Er sagt in seinen „Selbstbekenntnissen“: „Starrheit bemächtigte sich meiner. Dann weinte ich auf dem Leichnam. Dann begrub ich meine erblaßte Eugenia. . . . . Meine Thränen versiegten nicht, meine Freude ist dahin. Wenn die übrigen drei Kinder um mich her stehen, so stellet sich vor meiner trauernden Einbildungskraft stets das liebe Gerippe in seine Lücke. Jetzt verstehe ich tief, was der sagen wollte, welcher sich zuerst des Ausdrucks bediente: das Herz blutet mir. Ich wollte mich mit der Hoffnung des Wiedersehns in einem zweiten Leben trösten, aber der Mangel der Begriffe daran ließ diesen Trost nicht haften. Ich seufze jammervoll: lieber

*) Ueber Anhalts Erhebung zum Herzogtum sei folgendes bemerkt: Bereits im Juni 1806 verlieh Franz II. als deutscher Kaiser dem Fürsten Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg für sich und seine Nachkommen den herzoglichen Titel. Die Urkunde wird, da sie eine der letzten Taten des alten Reiches darstellt, als interessantes Dokument im Herzogl. Staatsarchiv zu Zerbst aufbewahrt. Daraufhin nahmen die Fürsten von Anhalt-Dessau und von Anhalt-Cöthen — Anhalt-Zerbst war schon 1793 ausgestorben — zu Napoleons Zeiten den herzoglichen Titel an.

Herr, hilf meinem Unglauben!! Es ist mir nicht möglich, mit dem Uebersinnlichen was ich nicht denken kann, das Sinnliche, was mich schmerzt, zu überwiegen."

Jedoch einen Monat später schreibt der im Glauben nach dem Unglück erstarkte Mann an seine Freundin Elisa v. d. Recke am 9. Mai 1796: „Glückseligkeit ist des Schöpfers Zweck. Tod ist nur Veredelung unseres Seins! Wenn unsere Hülle in Staub zerfällt, dann löst manche Dissonanz unseres Erdenlebens sich in Harmonie auf!"

Auch die alten Freunde Berenhorsts wurden immer weniger. Es klingt jetzt aus Berenhorsts Schriften etwas heraus wie Vereinsamung Trotzdem war das Haus nach wie vor noch gastfrei. Manch' alter Freund stellte sich auch noch mit grauem Kopf bei Berenhorst ein. Eines Tages ließ sich auch im Jahre 1812 Friesen, der bekannte Gehülfe des Turnvaters Jahn, melden, um Berenhorst als Geschenk Jahns dessen „Deutsches Volksthum" zu überreichen. Berenhorst lehnte allerdings das Geschenk ab, doch schreibt er, er habe bei der Lektüre dieses Buches später gemerkt, „daß der Verfasser mit mir sympatisiert und mein Mann ist; so Manches hat er mir recht aus dem Herzen gesprochen". *)

Vor allem erfreute den Greis sein einziger Sohn. Und diese Freude entschädigte ihn für manches Unangenehme, das Berenhorst auch nicht erspart blieb. Außer dem Tod seiner Tochter hatte er pekuniären Verlust zu beklagen, indem ein Teil des Vermögens seiner Frau von der Anhaltisch-Köthenschen Regierung, wo damals unter dem franzosenfreundlichen Herzog eine miserable Finanzwirtschaft war, zurückbehalten wurde, was ihm recht nahe ging, wie man aus der Korrespondenz seiner letzten Jahre ersehen kann. Zudem starb auch im Jahre 1813 seine treue Lebens-

*) Der junge Berenhorst besuchte später auch im Auftrage seines Vaters Jahn und richtete ihm dessen Grüße aus, fand indessen „den Alten im Bart" etwas sonderbar, wie er in einem Briefe an seinem Vater schreibt.

gefährtin, mit der er, wie selten in einer Ehe, vortrefflich harmoniert hatte. Allerdings war auch er damals schon hinfällig, sodaß er diesen Schicksalsschlag mit größerer Ruhe überwand, als den, da „seine Tochter die Schuld der Natur bezahlte“ — wie er in der Todesanzeige nach damaligem Brauch schreibt. Doch wie gesagt, echte und wahre Freude bereitete ihm sein Sohn, den er im Jahre 1810 nach Berlin schickte, damit er sich dort auf den Offiziersberuf vorbereite. Der alte Freund Berenhorsts, Buttmann, wurde der Leiter der Studien, die der Jüngling mit denkbar regstem Eifer betrieb. Geschichte, Mathematik, Französisch, Literatur, Taktik waren es, denen sich der junge angehende Offizier widmete. Scharnhorst nahm ihn in seine eigentlich nur für Fähnriche bestimmte Militärakademie auf, indem er sagte, er freue sich, den Sohn eines so achtenswerthen Mannes kennen zu lernen und willfahre gern der Bitte um Aufnahme. Berenhorst dankte sodann Scharnhorst in einem Briefe vom 15. Januar 1811 mit bewegten Worten.

An den Studien seines Sohnes nahm der auch noch im Alter für geistige Dinge hoch interessierte Berenhorst regen Anteil. Fortgesetzt gab er dem jungen Manne gute Ratschläge und korrigierte seine Briefe, um dessen Stil zu bilden. Diese väterliche Fürsorge aus der Korrespondenz, die eifrig geführt wurde, kennen zu lernen, ist rührend. Johann Georg v. Berenhorst trat sodann als Junker in das österreichische Husarenregiment Hessen-Homburg ein, da es, wie Rousseau sagt, besser sei, nicht seinem Vaterlande zu dienen — wie er an seinen Vater schreibt. Mit diesem Regiment machte er bereits z. T. den Feldzug nach Rußland mit, da diese Husaren zum „österreichischen Auxiliarkorps“ gehörten. Mit seinem Sohne, der nun in dem ganzen Feldzuge bis nach Paris mitkämpfte, führte der alte Berenhorst einen regen Briefwechsel. Dieser legt zunächst das innige Familienverhältnis dar, das im Berenhorstschen Hause herrschte, ferner aber bietet er eine abgerundete Darstellung des ganzen Feldzuges, da der Sohn alle paar Tage seinem Vater und zwar

ganz ausführlich schrieb und die kleinen Gefechte sowie die großen Schlachten erzählte. Da schon die Briefe des Sohnes aus Berlin interessant sind, hier erzählt er z. B. den Ausmarsch des Yorkschen Korps detailliert sowie allerlei Schnurren, die damals über Napoleon im Umlauf waren, so würde eine Edition dieser Korrespondenz nicht uninteressant sein. Wie sich einst der Vater inmitten des Getöses des Siebenjähr. Krieges wissenschaftlich beschäftigt hatte, so regte er in seinen Antworten den Sohn an, sich literarischen Dingen zu widmen und empfiehlt ihm z. B. die Werke der Madame Staël. Solche Anregungen fielen bei einem jungen Manne auf fruchtbaren Boden, der in Berlin einfach und zurückgezogen gelebt hatte, um sich Bücher und Landkarten desto mehr anschaffen zu können und deshalb nur in der Familie seines Oheims v. Berenhorst und der alten Freunde seines Vaters Umgang gepflegt hatte. Auch gibt der Vater in seinen Briefen dem Sohne in finanziellen Dingen Rat und korrigiert auch noch während des Feldzuges die Briefe, um den Ausdruck des Sohnes eleganter zu gestalten.

Die Ereignisse dieses großen Befreiungskampfes waren dem alten Berenhorst ein wahres Labsal. Sah er doch hier an seinem Lebensabend die Niederschmetterung des ihm so sehr verhaßten Napoleon und das Emporsteigen Preußens, das er trotz der bitteren Kritik des preußischen Heerwesens wahrhaft liebte. Begeistert schildert er die Erhebung Preußens, wenn er in einem Briefe schreibt: „Der Enthusiasmus im ganzen Lande ist über alle Erwartung. Die ganzen Universitäten von Berlin und Breslau haben zu den Waffen gegriffen.“ Ganz begeistert schreibt er am 7. Februar 1814 an Valentini über das Ziel des Kampfes: „Alles, was deutsch spricht, die ganze deutsche Zunge jenseit des Rheins geht wieder zurück, der Rheinstrom hört auf, irgendwo Gränze zu sein.“

So sah denn Berenhorst fast den ganzen Verlauf des Freiheitskampfes. Mit Interesse war er ihm gefolgt, hatte sich doch in der Armee der Freiheitskämpfer zum guten Teil sein alter Gedanke einer Rahmenarmee und eines für seine

Sache begeisterten Volksheeres erfüllt und bewährt. In seinem Briefwechsel hat er die Ansichten über den Gang der Schlachten von 1813/14 niedergelegt, auch die militärischen Neuerungen Scharnhorsts, wie Einrichtung des Generalstabes, den er mit der friderizianischen Adjutantur verglich, verfolgte er und besprach sie günstig mit seinen Freunden. Die Weltgeschichte hätte ihm gar keine größere Freude bereiten können, als mit dem Siege Preußens und seiner Verbündeten, die sie ihm in der letzten Szene des letzten Aktes seines Lebensdramas bescherte.*)

Sonst waren die letzten Lebensjahre Berenhorsts ruhig und zufrieden, wie sie uns auch Wieland in seinem „Neuen deutschen Merkur" schildert — „Ausblicke auf Dessau": „Ebenso sieht der Oberhofmeister v. Berenhorst, dieser ehrwürdige Veteran des Siebenjähr. Krieges, der erfahrungsreiche Greis mit Bewunderung den großen Ereignissen unserer Tage zu. Er ist ein Mann von alter teutscher Redlichkeit, der mit hellem Kopfe ein gefühlvolles Herz und einen durch Studium und Reisen vielfach gebildeten Geist besitzt." — Doch bald trat ein plötzlicher Schwächezustand bei dem alten Offizier ein. Im September 1814 konnte der entkräftete Greis noch seinen aus dem Feldzuge heimgekehrten geliebten Sohn umarmen — diese Tatsache war die letzte Eintragung in sein Tagebuch. Der Zustand verschlimmerte sich bei dem 81jährigen Manne zusehends. Da der Sohn in Briefen an Freunde die letzten Stunden, den Heimgang und das Begräbnis erzählt, so lassen wir ihn reden: **)

„Den Brief Ew. Hochwohlgeb.***) vom 5. Oct. aus Bonn erhielt mein Vater den 19. dieses; leider aber konnte er ihn

---

*) Als einen Vorzug kann man es bezeichnen, daß Berenhorst den Wiener Kongreß nicht mehr erlebte, dieses Diplomatengezänk wäre seiner Natur zuwider gewesen und hätte seine weitgehenden Hoffnungen vom „deutschen Rhein" enttäuscht Er hat sich jedenfalls die Frucht des Sieges anders gedacht.

**) Nach Briefen, deren Abschrift ich Herrn Hauptmann K. v. Berenhorst verdanke und die sich, wie mir genannter Herr mitteilte, im Nachlasse Friedrich Wilhelms IV. von Preußen fanden.

***) Der Brief ist an Valentini gerichtet.

nicht mehr lesen, er übergab mir denselben zum Durchlesen und dann hörte er mit der ihm möglichsten Aufmerksamkeit meinen mündlichen Bericht über den Inhalt des Briefes zu. Mein theurer Vater ist in einem Zustande, der jedem fühlenden Menschen das Herz zerreist, er ist für uns schon halb todt. Wer diesen geistreichen Mann kannte und ihn jetzt wiedersieht! er ist im höchsten Grad hypochonder, dieser Zustand rührt hauptsächlich davon her, daß eben sein Geist so ganz abgestumpft ist. Bei ihm ist derselbe völlig erloschen, er nimmt an garnichts mehr teil. Den größten Teil des Tages bringt er im Bette zu, wünscht und erwartet stündlich den Tod, ist mager und abgefallen sein sonst so heller und scharfer Blick hat sich in einen trüben und düsteren verwandelt . . . . .“

Am 2. November 1814 schreibt Johann Georg v. Berenhorst wiederum an Valentini: „Den Brief, den ich vor einigen Tagen Ew. Hochwohlgeb. schrieb, war vollen traurigen Inhalts, aber der heutige enthüllt noch weit unglücklichere Nachrichten. Unser nie genug zu verehrender Vater ist am 30. October Abends um 6 Uhr aus dieser irdischen Welt in die himmlische getreten. Meine Schwestern und ich sind tief gebeugt über diesen unersetzlichen Verlust. Der einzige Trost blieb uns bei der harten Trennung, ihn ruhig und ohne Schmerzen einschlafen zu sehen; welches der Verklärte bei Lebzeiten so sehnlich wünschte. Heute Früh 4 Uhr haben wir seine uns zurückgebliebene theure Hülle im hiesigen Gottes-Acker auf eine vor seinem Tode bestimmte Art beisetzen laßen. Er ward in einem Sarg bis zu seinem Gewölbe getragen, dort aus demselben genommen, in das mit Rasen ausgelegte Gewölbe gelegt, zuvor in seinen weißen Mantel eingehüllt, sein schönes Haupt mit einem grauen Hut bedeckt, dann wieder mit frischem grünen Rasen bedeckt und mit grauem Sand fünf Schuh hoch überschüttet.

An diese Grabstelle führte mich im September vorigen Jahres der Urenkel G. H. v. Berenhorsts, Herr Hauptmann K. v. Berenhorst. Ich betrachtete die Stelle, wo an der epheu-

umrankten Friedhofsmauer der bekannteste Militärschriftsteller vor Clausewitz ruht mit dem Gefühle, daß hier ein Mann liege, der ein echtes Kind seiner Zeit war*) mit all ihrer Begeisterung und Weichheit, aber auch ein den Weimarer Großen jener Zeit durch sein Bildungsstreben ähnelnder Geist, dessen harmonischer Charakter alle, selbst seine Gegner, anzog, und dessen Leben einer Behandlung wohl wert ist, zumal Berenhorst als trefflicher Kenner und Beschreiber friderizianischer Heeresverhältnisse stets den Platz eines Quellenschriftstellers dieser Zeit behaupten wird.

Einige Nachträge siehe folgende Seite!

*) Jeder Leser wird erkannt haben, wie typisch die Gestalt Berenhorsts für die damalige Zeit ist; an dieser Figur bewahrheitet sich so recht der Satz aus Th. Lindners: Geschichtsphilosophie (2. Aufl., S. 59): „Wo aber Einzelfiguren greifbar sind, geben sie oft ein deutlicheres Bild ihrer Zeit, von deren Wesen, Wünschen und Wirken, als die sorgfältigste Zusammenstellung von allgemeinen Tatsachen es vermöchte."

Nachträge.

Im folgenden stelle ich noch einiges zusammen, was für Berenhorsts Leben immerhin wertvoll ist. Da ein Einschieben der folgenden Notizen die eigentliche Darstellung zu sehr unterbrechen würde, geschieht es hier:

Berenhorst hat eine direkte militärische Schule hinterlassen, deren wichtigste Vertreter Valentini, der ihn z. B. in der Vorrede zum „Feldzug 1809" als sein Vorbild bezeichnet,*) und Bülow sind. Dieser steht mit fast allen seinen Ansichten auf Berenhorsts Schultern. (Vergl. des näheren M. Jähns: Geschichte des Kriegswesens, Bd. III, und v. Meerheimb: Sybels Histor. Zeitschr. VI.)

Berenhorst wird ferner erwähnt:

Militär. Denkwürdigkeiten unserer Zeit, insbesondere des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. — Hannover 1798.

Vehse: Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen. — 1853.

(Der Aufenthalt Berenhorsts am Kasseler Hofe gelegentlich der großen Reise erwähnt.)

Bernhardi: Friedrich d. Gr. als Feldherr erwähnt Berenhorst als Opponent der Feldherrngröße Friedrichs.

Herr Hauptmann v. Berenhorst hat mir auch die gesamten Militärlexikons der damaligen Zeit zur Verfügung gestellt, wie Militärlexikon v. d. Löhe 1853 und andere. Sie alle erwähnen Berenhorst, ohne ebenso wie die Artikel in

*) Dort schreibt er: „Das Urtheil dieses Freundes ist dem Verf. Authorität."

den Konversationslexikons, in der A. D. B. und in Ersch v. Grubers Encyclopädie Neues zu bringen.*)

Dann erwähnen noch Berenhorst die „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Wilh. Ludwig Victor Henkell von Donnersmarck, 1846, als wichtigen Militärautor.

Eine Rolle spielt sodann Berenhorst in den: „Militärischen Briefen eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde“ von v. Pönitz. 1843.

Hier wird Berenhorst als Kritiker der Militärverhältnisse verwendet. Die dort gegebenen Erzählungen sind natürlich sämtlich fingiert. Hier sagt Berenhorst, „er habe wegen der Lodderei des damaligen Militärwesens einige Feuerbrände unter die Idioten geschleudert“ und tritt namentlich für vertiefte wissenschaftliche Bildung der Offiziere ein. (Vergl. M. Jähns: Geschichte des Kriegswesens. Bd. III.)

Die vielen mir vorliegenden Zeitschriftenartikel, die Berenhorst aus jenen Tagen erwähnen — wie Minerva, Götting. Gelehrt. Anzeigen, u. a., anzuführen, ist nutzlos. Der Gewinn für die vorliegende Arbeit ist nichtig.

Nur auf zweierlei sei endlich noch hingewiesen: Auf Berenhorsts Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachreinigung. Er wollte nämlich alle Ausdrücke, wie Armeekorps, Defilee, Reserve, verdeutschen und wandte dies auch in seinen Schriften an. Auch seine Schüler — Vergl. Valentini in der Vorrede zum „Feldzug 1809“ und in den Götting. Gelehrt. Anzeigen 1814 — folgten ihm hierin. Eine echt deutsche Tat in jener Zeit des Vorherrschens französischen Wesens! Noch heute ist diese Forderung Berenhorsts

---

*) Auch die Sozialdemokraten haben Berenhorst für ihre antimilitaristischen Tendenzen benutzt. In der Sächsischen Arbeiterzeitung 1893 und im Anhaltischen Volksblatt 1894 befinden sich ziemlich lange Aufsätze „über die vernichtende Kritik des Militarismus aus seinen Reihen selbst“. Man hat jedoch hier allerlei Trugschlüsse aus Berenhorst gezogen, auch vergißt man hier ganz, zu welcher Zeit und unter dem Einflusse welcher Ideen Berenhorst schrieb. Eine derartige Verwendung seiner Lehren wäre entschieden nicht nach dem Geschmacke von Berenhorst gewesen.

— Verbannung der undeutschen Ausdrücke aus der Heeressprache — keineswegs erfüllt.

Ferner erwähne ich noch kurz Berenhorsts Beziehungen zu dem Manne, der ihn überstrahlen sollte — Clausewitz.*)

In zwei Briefen an Valentini spricht er sich über dies neue Talent im Militärwesen aus. Den 19. Juni 1812 schreibt er:

„Die analytische Methode, welcher Clausewitz gefolgt, scheint mir mit der ihr entgegengesetzten synthetischen völlig identisch. Nach beiden Methoden unterrichtet, kann ein Subjekt, das nicht ohne Talent ist, ein guter Soldat, General, Heerführer werden — wie nicht weniger ohne eine von beiden. . . . . Auch Major Clausewitz hat also eine Definition der hochheiligen Strategie geliefert. Uebrigens bin ich beinahe seiner Meinung, was Operationspläne anbelangt; sie gleichen den Edukationsplanen der Pädagogen: erstere drehen die unvorhergesehenen Zufälle, den andern die Anlagen und Eigenheiten der zu bearbeitenden Individuen die Nase bald auf die eine, bald auf die andere Seite . . . . ."

Am 1. Nov. 1812 schreibt Berenhorst über Clausewitz: „. . . . . Von Clausewitz hatten Sie mir gesagt, er sei Ihnen im höchsten Grade zuwider, seine Schrift enthalte jedoch viel Gutes; dabei mißstimmte mich der Anblick einer handschriftlichen Abhandlung, weil Züge von einer mir ungewohnten Hand bogenlang zu lesen, mir sehr schwer fällt. Auch hatte ich mir beinahe vorgenommen, daß Lossau der letzte Kriegslehrer sein sollte, den ich gelesen habe. Endlich besiegte ich denn doch meinen Widerwillen und nahm Herrn v. Clausewitz in die Hand. Der Plan und die Ansicht des Verfassers langweilten mich gleich von vornherein. Er, der Verfasser, kam mir dann mit einer angewandten Taktik. Nun gestehe ich, ohne mich zu schämen, daß ich es noch nie habe dahin bringen können, mir einen deutlichen Begriff

*) Obwohl noch Meerheimb 1861 in Sybels Hist Zeitsch. VI. Berenhorst und Clausewitz die beiden bedeutendsten Militärschriftsteller nennt.

von der Taktik zu bilden, welche die Herren die angewandte zu nennen belieben, noch was sie eigentlich darunter verstehen . . . . . In den mannigfaltigen Abtheilungen ist Herr v. Clausewitz nicht glücklich; statt zu entfalten, vermengt er nicht selten . . . . . Die vorzüglichsten Bestandttheile seiner Weisheit hat er von der Weisheit, den Thaten und Maximen Napoleons abstrahiert. Ueberhaupt verhält er sich zu der Carnot-Napoleonschen Methode oder System des Kriegführens, oder der heutigen Kriegskunst, wie Reinhold, Kiesewetter, Berg zu der Hume-Kantschen Philosophie: und da hat er denn allerdings das Verdienst, diese neue Kriegskunst, so lange er sich darauf beschränkt, sehr gut zu erläutern und faßlich vorzutragen, wie ihm auch der Ruhm gebührt, hierin der Erste zu sein." Dann tadelt Berenhorst noch verschiedene Einzelheiten, um fortzufahren: „Uebrigens bekenne ich denn doch, daß es mir nicht leid thut, auch diese Diatribe über den Krieg gelesen zu haben. Herr v. Clausewitz hat neben dem System, den Maximen und Beispielen Napoleons des Großen noch manche eigenen Ideen, die ihm zur Ehre gereichen, und als einen Schriftsteller in dem von ihm gewählten Fache darthun, dem allerdings das Recht gebührt, ein Wort mitzusprechen . . . . . Sagen Sie mir doch, wer er eigentlich sei, das heißt, wo er zu Hause gehört, in welchem Regiment er gedient, wie er sich ausgebildet, was er zuletzt gewesen, und wie er gegenwärtig bei den Russen angestellt sei."

Man sieht, Berenhorst steht im Gegensatze zu dem großen Philosophen des Krieges, der ihn vergessen machen sollte, aber er ahnt doch etwas von der Größe dieses Mannes. So sehr ich auch in Clausewitz Schriften suchte, ich fand nirgends die Nennung des Namens: Berenhorst. Zwei Geister, die auf demselben Gebiete als Kapazitäten arbeiten, stehen selten gut zu einander.

Lebenslauf.

Am 28. August 1883 wurde ich zu Cöthen i. Anh. als Sohn des jetzigen Rentmeisters Friedrich Bahn und seiner Ehefrau Marie geb. Näder geboren. Ich bekenne mich zum evangelischen Glauben und besitze neben meiner angestammten anhaltischen Staatsangehörigkeit auch die preußische. Infolge häufiger dienstlicher Versetzungen meines Vaters zu Anstaltswechseln gezwungen, besuchte ich die Vorschule des Herzogl. Fridericianums zu Dessau, die Gehobene Bürgerschule zu Staßfurt, das Herzogl. Friedrichs-Gymnasium zu Dessau, das Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Cöthen, woselbst ich Ostern 1903 die Abiturientenprüfung ablegte, um sodann in Halle namentlich Germanistik und Geschichte zu studieren. Ostern 1904 bezog ich für ein Semester die Universität Jena. Hierauf kehrte ich nach Halle zurück und schloß meine Studien durch die im Juli 1907 bestandene Prüfung für das höhere Lehramt ab. Nachdem ich das Seminarjahr am Melanchthon-Gymnasium in Wittenberg und das Probejahr am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium in Cöthen abgeleistet hatte, wurde ich an dieser Anstalt am 1. Oktober 1909 als Oberlehrer angestellt. Am 1. Oktober 1910 erfolgte meine Versetzung an das Herzogl. Karls-Gymnasium nach Bernburg, woselbst ich meine Dissertation schrieb und mich zum Examen rigorosum, das ich am 9. Mai 1911 in den Fächern: Geschichte, germanischer Philologie und Philosophie ablegte, vorbereitete.

Meine akademischen Lehrer in meinen Hauptfächern waren:

Philosophie: Riehl, Vaihinger, Eucken, Ebbinghaus, Schwarz;
Germanistik: Strauch, Bremer, Michels, Berger;
Geschichte: Lindner, Droysen, Heldmann, Cartellieri, von Ruville;
Klassische Philologie: Dittenberger, Wissowa, Hirzel, Blaß, Maurenbrecher.

Literarische Publikationen:

Geschichte der Fehde des Erzbistums Magdeburg gegen Anhalt Cöthen 1905. — Geros Gründung, die Reichsabtei Gernrode, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit. Cöthen 1908. — Die Frage der Selbständigkeit der Pädagogik Basedows. I. Teil. Cöthener Gymnasialprogramm 1910. — Dasselbe. II. Teil. Bernburger Gymnasialprogramm 1911.